

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 3. Februar 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.

42. Jahrg.

Die Verwaisten.

Die Geschichte einer Familie. Von Antonie Andrea.

(2. Fortsetzung aus Nr. 4, S. 89.)

Nachdruck verboten.

4.
Sie hatten eine niedliche Wohnung gemietet in der Schönerhauser Allee, wo sie gleich im Freien waren, wenn sie die drei Treppen herunterkamen. Thilde und Flora, beide an ein kümmerliches Auskommen gewöhnt, hielten die Schwester aus Amerika für wohlhabend, weil sie ihnen die ganze hübsche Wohnungseinrichtung zum Geschenk gemacht hatte und doch noch Geld in der Sparskaffe behielt.

Aber Maggie lachte sie aus. „Es ist gerade noch ein Notgrofchen. Wenn ich hier bei euch bliebe, müßte ich eben-
sogut einen Erwerb zum Leben haben wie ihr.“

„Du wärst schön dumm,“ sagte Flora, „wenn du nicht drüben deinen Pastor heiraten wolltest. In unsre Verhältnisse hier paßt du nicht hinein.“

Sie und Thilde arbeiteten zusammen als Damenschneiderinnen in und außer dem Hause. Später gedachten sie sich als Modistinnen zu etablieren.

„Vorläufig leben wir drei ja wie Prinzessinnen!“ sagte Thilde glücklich. „Ein eigenes Zuhause, und unsre Maggie da; außerdem unsern Jungen, der uns trotz seiner Berühmtheit wieder fleißig besucht — ich wünsche mir nichts Besseres!“

Flora hatte noch gern mehr auf Putz und Vergnügen verwendet. „Wofür quält sich sonst ein armes Mädchen tagaus tagein?“ pflegte sie zu sagen, wenn die sparsame Thilde ihre Ausgaben anders berechnete.

Maggie bemerkte zuweilen: „Du kannst dich ja putzen, aber du kleidest dich zu bunt! Auf der Straße sollte eine Lady so einfach und unauffällig wie möglich aussehen.“

Flora warf das dunkle Titusköpfchen in den Nacken. „Eine Lady bin ich nicht,“ sagte sie etwas schnippisch, „sondern ein hübsches, junges Mädchen. Warum soll ich mich nicht kleiden, wie es mir Spaß macht?“

Hübsch, sehr hübsch war sie in der That. Nicht nur der Spiegel, auch die Leute auf der Straße sagten es ihr täglich. Obenein war sie noch brav und gescheit und hatte ein spitzes Zünglein, das schon manchen Zudringlichen zurückgeschlagen hatte. Dit, wenn Thilde sich über ihre Leichtgläubigkeit und Gefallsucht Sorge machte, sagte sie: „Habe keine Angst! Ich weiß, wie es in der Welt zugeht, und so sentimental wie unsre arme Hermine bin ich nicht veranlagt. Wenn mir mal ein Mann gefallen sollte, den würde ich anders rumkriegen.“

„Brauche nicht immer solche Ladenmädchenansdrücke!“ schalt Thilde. „Du weißt, unsre Hermine ließ dir nicht einen davon durchgehen.“

Flora lachte. Sie setzte ihren Sommerhut mit der echten, weißen Straußfeder — ein Geschenk von Maggie — auf und dachte an den eleganten Ausländer, dessen Bekanntschaft sie letzten Sonntag mit ihrer Freundin Paula im Zoologischen Garten gemacht hatte. Er hatte sie mit einer solchen Ausdauer verfolgt und ihnen so viel Höflichkeiten erwiesen, daß sie sich schließlich in ein Gespräch mit ihm einließen. Sein gebrochenes, komisches Deutsch machte ihnen Spaß. Sie hatten sich riesig mit ihm amüsiert — besonders bei der Erfrischung, die sie sich herabließen von ihm anzunehmen: das war der erste Champagner, den Flora in ihrem Leben getrunken hatte.

Wie ihr dabei zu Mute wurde! Ordentlich vornehm — wie einer Lady, würde Maggie sagen. Die Nacht darauf träumte sie von einem Palais, von Toiletten, schöner und feiner als die ihrer amerikanischen Schwester, von echten Brillanten und einem Diener in Livree, dem sie nach Herzenslust befehlen konnte.

Die Schwestern hatten zusammen in den Tiergarten gehen wollen; aber Flora lehnte es ab: Paula holte sie zu einer Fahrt nach Charlottenburg ab, wo in der „Flora“ die Rosen in Blüte stehen sollten.

Sie war neugierig, ob der Ausländer da sein würde. Allerdings, als er sie vergangenen Sonntag gefragt hatte, wo er sie wiedersehen könnte, hatte sie ihm schnippisch geantwortet: „nirgends“; aber Paula gab ihm zu verstehen, daß sie über

acht Tage eine Spazierfahrt nach der Flora zu unternehmen gedachten.

„Ich werden hingehen,“ hatte er gesagt. „Ich lieben die Rosen sehr viel,“ und dabei sah er ihr in die Augen.

Natürlich! Er wartete bereits auf sie, als sie vor der Flora aus der Pferdebahn stiegen, und sein Wagen — einer mit vier Sigen — stand noch da.

Als sie diesen Abend nach Hause kam, später als sonst, brachte sie einen großen Rosenstrauß mit.

Thilde, die beim Lesen eines Familienblattes auf dem Sofa eingeknickt war, während Maggie Briefe schrieb, ermunterte sich sofort. „Welche Pracht! Wo hast du sie her?“ fragte sie die Schwester.

„Aus der Flora,“ antwortete diese und warf sie achtlos auf den Tisch, wo sie hätten verwelken können, wenn Thilde sie nicht in eine Vase mit Wasser gethan hätte.

Floras Verkehr mit Paula, die in demselben Konfektionsgeschäft angestellt war, wo sie früher gearbeitet hatte, wurde immer lebhafter. Selten kam sie dazu, mit ihren Schwestern auszugehen. Sie amüsierte sich mit der Kameradin von ehemals besser.

Einmal wollte diese sie abholen ins Theater.

„Paula hat Eintrittskarten geschenkt bekommen,“ antwortete Flora auf Thildens Frage. Sie ärgerte sich, daß sie nie etwas thun konnte, ohne den andern beiden Rechenschaft ablegen zu müssen. Besonders reizte sie die oft stumme Mißbilligung ihrer „vornehmen“ amerikanischen Schwester. Lieber Himmel! Mädchen, die sich von ihrer Hände Arbeit ernähren, sind eben keine großen Damen. Sie sah nicht ein, warum sie sich dann als solche auführen und — langweilen sollten.

Als sie fortging, schlug ihr aber doch das Gewissen. Sie hatte den Schwestern verschwiegen, daß der Spen-der der Theaterkarten der Ausländer war und daß sie nur der Form halber an Paula abgegeben worden waren.

„Nimm es mir nicht übel, Flora,“ sagte die Amerikanerin einst zu ihr, „daß du mit dieser Paula so intim bist, ist mir unbegreiflich. Sie hat so niedrige Gefinnungen und so unfeine Manieren —“

„Ja,“ fiel Flora gereizt ein, „sie hat das Glück nicht gehabt, von einer gebildeten Dame erzogen zu werden, wie du zum Beispiel.“

„Das allein thut's nicht,“ sagte Maggie. „Der Mensch muß das Beste an seiner Erziehung selbst thun. Deine Paula hat die ihrige arg vernachlässigt. Außerdem entfremdet sie dich uns.“

„Warum nicht gar!“
„Zawohl!“ mischte Thilde sich ein. „Früher gingst du Sonntags nur mit uns aus —“

„Seitdem Maggie hier ist, willst du nie mehr in ein öffentliches Lokal gehen,“ unterbrach Flora sie, „und ich mag mich Sonntags nicht langweilen, wenn ich mich die andern sechs Tage redlich abgequält habe.“

„Mit Paula besuchst du aber Vergnügungsorte, denen Mädchen, die etwas auf sich halten, fernbleiben sollten.“
„Ach was — zwei zusammen können überall hingehen!“

„Nein,“ sagte Maggie energisch, „Besonders nicht, wenn man jung ist und sich gar auffällig macht wie du und Paula.“

„Na, ich will lieber hübsch sein und angegriffen werden als häßlich sein und übersehen werden!“ lachte Flora leichtfertig. „Du etwa nicht, Lady Maggie?“

Dabei blieb es. Flora ging ihren eigenen Weg. Dann kamen sogar Tage, an denen sie unzufrieden war und mit dem Schicksal haderte: arme Mädchen wie



Gesellschafts- oder Theater-toilette zur Halbtrauer.

(Beschreibung S. 67.)

sie hätten doch rein garnichts vom Leben. Sie hätte die Schneiderei nächstens satt. Im Geschäft wäre sie besser daran gewesen als bei der Zwangsarbeit zu Hause und dem Laufen von einer Kundin zur andern. Dazwischen hatte sie Tage von ausgelassener Lustigkeit. Sie putzte sich allerliebste auf und war zärtlich zu ihren Schwestern.

Ihr Geburtstag kam heran. Sonst hatte sie ihn mit Thilde und Hermine zusammen gefeiert, diesmal verhielt sie sich gleichgültig; er fiel außerdem auf einen Wochentag.

Den Morgen zog sie aber ihr bestes Kleid an und nahm die Glückwünsche und kleinen Geschenke ihrer Schwestern vergnügt entgegen. Maggie ging früh aus, um einige Einkäufe zu machen. Flora gackte alle Augenblicke aus dem Fenster.

Da klingelte es. Ein Lohndiener brachte ein Buquet von prächtigen Blumen nebst einem versiegelten Päckchen für Fräulein Flora Bernhardt.

„Wenn das nicht der Verschwenker, unser Hans, ist,“ rief Thilde, entzückt von den Blumen, „dann weiß ich es nicht.“

Flora sah diese kaum an. Die Wangen glühend vor versterkter Erregung, öffnete sie das Päckchen. Ein goldnes Armband, mit Rubinen ausgelegt, funkelte ihr in einem eleganten Etui entgegen.

„Was soll das heißen?“ rief Thilde unangenehm überrascht. „Das hat Hans doch nicht geschickt?“

Flora warf das Etui auf den Tisch. „Solche Unverschämtheit!“ rief sie eifrig entsetzt. „Die Blumen hätte ich mir allenfalls gefallen lassen — aber dies! Für was hält der Mensch mich eigentlich?“

„Wer?“ fragte Thilde verdutzt.

Flora schleuderte ihre eine elegante Visitenkarte vor die Füße: „John Wellfare, Esquire.“

Dann, da Maggie nicht da war, vor der sie sich nie recht gehen lassen konnte, machte sie ihrem Herzen Luft: sie mochte ihn sonst gut leiden, diesen höflichen, komischen Engländer; aber wenn er dächte, er könnte sich so etwas erlauben, dann irzte er sich. Daß ihr Geburtstag heute wäre, hätte natürlich Paula ausgeschwaht. Die sollte dafür noch was zu hören bekommen!

Das Armband schickte sie selbstverständlich sofort zurück. Thilde sollte ihr helfen, ein paar passende Zeilen aufzusetzen; sie könnten etwas gefesselt sein.

Ehe sie das Armband aber einwickelte, probierte sie es doch einmal an. Es saß ihr wunderbarlich. Ihre Augen glitzerten noch ganz begehrlig, als Thilde es bereits verpackt hatte. Sie schrieb ihren Begleitchein erst ins Unreine. Thilde mußte die orthographischen Fehler ausmerzen; endlich war er säuberlich von ihrer eigenen, recht kräftigen Hand kopiert:

„Hochgeehrter Herr! Ein Geschenk wie das einliegende darf bei uns ein unbescholtenes Mädchen nicht annehmen von einem Herrn, der ihr nicht mehr als eine zufällige Bekanntschaft ist. Ich erachte diese für ein unschuldiges Vergnügen, auf das zu verzichten ich gern bereit bin, falls Sie ihm eine Bedeutung beigelegt hätten, über die ein anständiges Mädchen erörtern müßte. Hochachtungsvoll Ihre ergebene

Flora Bernhardt.“

Die nächsten Tage befand sie sich wie im Fieber. Wird er dazu schweigen? Ist das das Ende vom Liede? Er läßt die kleine Schneiderin laufen, weil sie anständig sein will.

Endlich, am Sonntag mittag — Thilde hantierte in der Küche — schickte Mr. John Wellfare, Esq. seine Visitenkarte mit dem eingebogenen Zipfel herein.

Flora verlor einen Augenblick alle Geistesgegenwart. „Sprich du erst mit ihm, Maggie!“ sagte sie zu ihrer Schwester, schon auf der Schwelle der andern Stube. „Ich komme nachher herein.“

Ruhig munterte die Amerikanerin den eintretenden Gentleman. Sehr elegant, nach der neuesten Mode war er gekleidet. Ein Brillant funkelte in seiner Krawatte; seine strohgelben Handschuhe saßen tadellos. Er duftete ganz und gar nach White Rose.

„I am — ich bin doch recht hier?“ stotterte er, sichtbar überrascht bei dem Anblick der jungen Dame, die von einem ganz andern Schläge zu sein schien als seine reizende kleine Schneiderin.

„Wenn Ihr Besuch meiner Schwester, Flora Bernhardt, gilt, ja. Aber ich merke, das Deutsch fällt Ihnen schwer. Sprechen Sie nur englisch, Sir! Mir ist diese Sprache geläufig.“

„Wirklich? Indeed!“ Das schien ihn fast noch mehr zu verwirren. Er stammelte eine Entschuldigung nach der andern; als aber zehn Minuten später Flora zum Vorschein kam, war die Unterhaltung in englischer Sprache gut im Gange.

Für den Gentleman trat jetzt eine neue Verlegenheitspause ein; dann aber überstürzte er sich in Versicherungen seiner Hochachtung für Miß Flora und ihre ganze Familie. Im übrigen fühlten sich beide geniert durch Maggies Anwesenheit, obgleich diese sich diskret an das Fenster zurückgezogen hatte und auf die Straße schaute.

Er empfahl sich so bald wie thunlich, nachdem er um die Erlaubnis gebeten hatte, den Damen später mal wieder seine Aufwartung machen zu dürfen.

Als er fort war, rief Maggie erregt: „Mein Gott, Flora! Dem Menschen traute ich nicht über den Weg, trotz seines ‚Esquires‘! Er hat höfliche Manieren und seine Kleider; aber — die machen nicht den Gentleman! Und das seltsamste Englisch spricht er für einen vornehmen Mann; ähnlich als ob Paula mit ihrem Berliner Jargon sich als Dame aufspielen wollte.“

„Natürlich — ich hätte es mir ja denken können!“ rief Flora beleidigt. „Du findest an all und jedem was auszusetzen. Er war bloß etwas befangen. Du mit deinem Bonobenhäher schüchtern die Leute eben ein.“

Vorläufig blieb der Esquire fort. Flora wurde allmählich verstimmt. Da aber schlug es mit einmal in das Gegenteil um. Ihre Laune war wieder die ausgelassenste. Sie ging viel mit Paula aus, arbeitete weniger als sonst und verwandte viel Zeit auf das Brennen ihrer kurzen Locken.

Eines Tages, als sie zu einer vornehmen Kundin gegangen war, wohin Thilde nicht mitzukommen brauchte, weil es sich nur um das Aendern eines Kleides handelte, kam sie unerwartet früh nach Hause — sehr animiert, mit glühenden Wangen, einer wunderschönen Rose am Busen, und am Arm daselbe funkelnde Armband, das sie an ihrem Geburtstag zurückgeschickt hatte.

„Flora!“ rief Thilde entsetzt, als sie es ihr achtlos zeigte. „Beruhige dich, Thilde, und du, Lady Maggie!“ rief sie dann und umhastete stürmisch eine nach der andern. „Seht

mittag habe ich mich im Tiergarten mit Mr. John Wellfare verlobt.“

„Du scherzest, Flora!“ rief Maggie streng. „Auf diese Weise?“

„Gerade so!“ fiel die andre trotzig ein. „Ich bin mündig und habe niemanden um Rat zu fragen — höchstens meine gute Alte — na, Thilde, du machst mir hoffentlich nicht auch Schwierigkeiten, wenn ich so leicht und schnell eine vornehme Frau werden kann.“

Mathilde zog sie heftig in ihre Arme — wie eine Mutter ihr Kind, das in die Irre gehen will.

„Ich — was thäte ich nicht, damit du glücklich würdest!“ sagte sie gequält. „Aber dies — es ist übers Knie gebrochen und von vornherein schief eingeleitet. Warum habt ihr euch nicht hier verlobt, wenn wir dabei sind?“

„Es war draußen poetischer,“ entgegnete Flora, halb trotzig, halb gerührt.

Am Abend kam Mr. Wellfare, um sich als Bräutigam vorzustellen. Er brachte für alle drei Blumensträuße und Theaterkarten mit. An Maggie hielt er eine kleine einstudierte Rede auf englisch — daß er Flora genug liebe, um sie zu seiner Gemahlin zu erheben, obgleich sie an Rang und Bildung weit unter ihm stehe. Im übrigen erfülle es ihn mit Genugthuung, in „Miß Maggie“ eine feinerzogene, sehr gebildete „young lady“ erkannt zu haben.

„Weißt du,“ sagte diese später unter vier Augen zu Thilde, „der Mensch mit seiner albernem Grandezza ist sicherlich unrer Flora nicht wert. Das Schlimmste ist, man wird aus ihm nicht klug.“

Auch Mr. Wellfare Esq. schien sich seinerseits nicht für Maggie erwärmen zu können.

„Sie fragt einen immer aus,“ sagte er gelegentlich zu seiner Braut — „wie auf der Polizei. Sonst aber verwünscht hübsches Mädchen! Das seid ihr alle — aber hübschste ist ‚my sweetheart‘ — heißt mein Herzliebchen.“

Die nächste Woche hatte Mr. Wellfare so viel Geschäftliches zu erledigen, daß er sich bei seiner Braut nicht sehen ließ. Flora, der die ganze Schneiderei jetzt gleichgültig war, ging viel allein aus — bald zu Paula, bald um Besorgungen für ihre Aussteuer zu machen. Sie war dabei ernster als gewöhnlich und zeigte sich zärtlich gegen Thilde. Sonnabend schlug sie vor, daß sie am Sonntag alle drei zur Kirche gingen und nachher irgendwo draußen äßen.

Als es aber so weit kam, klagte sie über heftige Migräne. Sie sah auch wirklich leidend aus, und bei jedem Wort, das sie sprach, war sie dem Weinen nahe. Aber sie wollte durchaus nicht, daß die andern beiden um ihretwillen zu Hause blieben: ein bißchen Ruhe für sie, dann würde es gut. Sie sollten nach der Kirche nur herankommen und sie abholen.

Nach der Kirche aber fanden sie das Nest leer. Die Wirtin sagte, Fräulein Paula wäre gekommen und hätte Fräulein Flora abgeholt.

Die Schwestern warteten. Sie mußte doch um die Essenszeit zurückkommen. Aber es wurde zwei Uhr, und Flora kam nicht. Auch um vier war sie noch nicht da, und auch nicht am späten Abend, als das Haus geschlossen wurde.

In tödlicher Angst warteten die Schwestern die ganze Nacht: Flora kam nicht.

„Es ist ein Unglück geschehen,“ sagte Thilde verzweifelt. „Wir müssen auf der Polizei Anzeige davon machen.“

„Warte noch bis morgen,“ entgegnete Maggie gefaßter. „Wir können bis dahin Nachricht bekommen.“

Sie hatte recht. Noch nicht Mittag war es, da brachte der Postbote einen Brief von Floras kriegerischer Hand — ein paar Zeilen, im Bahnkupon geschrieben, während der Zug und Mr. Wellfare sie der Heimat entführten:

„Vergebt — es ging nicht anders! Sobald wir getraut sind, bekommt ihr Nachricht. Maggie braucht vor mir kein Kreuz zu machen: ich bin ein rechtschaffenes Mädchen geblieben, und wenn ihr wieder von mir hört — ein ehrliches Weib geworden.“

„Abgereist!“ schrie Thilde auf. „Mit dem Menschen — heimlich — das bringt ihr keinen Segen! O mein Gott, hätte ich besser über sie gewacht!“

Wieder ein paar Tage qualvoller Erwartung für die Schwestern — dann schrieb Flora aus Brüssel:

„Ich bin in Ehrens Johans Frau geworden. Vergebt Ihr mir nun, besonders Du, meine teure Thilde? Schwer genug ist es mir ja geworden; aber John hätte zu viel Scherereien von seiner Familie geholt, wenn wir uns in Berlin oder in London erst hätten aushängen lassen müssen. Hier ging die Sache viel einfacher. Morgen treten wir unsre Hochzeitsreise an — von Ostende aus — wahrscheinlich nach Liverpool. Ich bin neugierig, ob ich seetranke werde. John ist furchtbar nett zu mir und — furchtbar verliebt. Er läßt Euch schön grüßen.“

„Gott sei Dank!“ sagte Thilde erleichtert. „Wenn sie Mann und Frau sind und er es ehrlich mit ihr gemeint hat, dann ist alles gut.“

Aber die Amerikanerin unterdrückte einen Seufzer: „Arme Flora!“

Fast ein halbes Jahr war vergangen. Die Rosen, die im Sommer blühten, hatte der Winter mit Schnee und Eis bedeckt. Da kam ein Brief von Flora — aus St. Louis, ein langer, jammervoller: arme Flora!

Ihre Hochzeitsreise war Mr. John Wellfares Flucht nach Amerika gewesen. Flora, die kluge, selbständige, hätte nicht seiner hinter das Licht geführt werden können von dem stechbrieflich verfolgenden Clerk, den die Londoner Polizei sich hatte entwichen lassen — mit der Kasse eines großen Kaufhauses und dem Namen eines angesehenen Gentlemans.

Auf Deck des großen Dampfers war es gewesen, unter dem blauen Gotteshimmel, rings das wogende, endlose Meer — da hatte er kaltblütig die Zeitung aus der Tasche gezogen und ihr den Erlaß gegen den Dieb und Fälscher zu lesen gegeben. Sie dachte, das Meer müßte sie beide auf der Stelle verschlingen; aber er lachte: „Ja, Schatz, ein wirklicher Lord hätte doch eine kleine Schneiderin nicht geheiratet. So stimmt die Rechnung für uns beide besser. Daß du mir nicht Lamento machst! Heulende Frauen sind mir ein Greuel. Lustig wollen wir leben. In Amerika sind wir geborgen, und Geld haben wir in Hülle und Fülle.“

„Nein — so stimmt die Rechnung lange nicht!“ hatte sie gemurmelt, fast erstickt vor dem Entsetzen, das er ihr einflößte. Nur eines war ihr klar in der furchterlichen Betäubung ihres

moralkischen Bewußtseins: daß sie lieber betteln gehen, verhungern wollte, als seine Mitschuldige werden!

Er rebete ihr zu — halb cynisch, halb gutmütig; sie konnte sich immer noch nicht fassen. Als er sie dann aber unarmen und küssen wollte, da schlug sie ihm ins Gesicht —

Die fürchterliche Reife! Sie hätte sich ja über Bord stürzen können; aber — sie liebte das Leben — immer noch. In New-York machte er einen letzten Versuch, sie zur „Brennerei“ zu bringen. Dann drohte er ihr, und sie sagte kalt: „Ich weiß — vom Dieb bis zum Mörder ist weniger als ein Schritt.“

Da ließ er sie auf der Straße stehen, und sie sah ihn nicht wieder. Aber sie fürchtete sich vor ihm. Sie mußte um jeden Preis New-York verlassen: damit begann ihre lange Irrfahrt in der Fremde.

Gott sei Dank! Sie war bis St. Louis gekommen — ihm weit genug aus dem Wege. Hier arbeitete sie auf Tagelohn bei einem Ladies-Dressmaker. Hunger litt sie nicht mehr; aber —

„Mir steht eine schwere Stunde bevor,“ lautete der Schluß des Briefes. „Vetet für mich!“

An ihre beigesetzte Adresse ging sofort die Antwort der Schwestern ab: „Komm heim! Wir wollen dich auf den Händen tragen und dich mit unsrer Liebe all dein Unglück vergessen machen.“

Mit dem Briefe zusammen schickte Maggie das Reisegeld — einen Teil von ihrem „Notgroßchen“ auf der Sparkasse — ab. Wieder eine Pause von mehreren Monaten; dann endlich schrieb Flora:

„Es ist überstanden. Ich bin so weit hergestellt, daß ich nächstens wieder arbeiten kann. Mein kleines Mädchen hat nur fünf Stunden gelebt. Dennoch hatte ich es über alles lieb. Ihr wißt nicht, was es heißt, wenn ein elendes, verlassenes Geschöpf plötzlich etwas geworden ist, etwas Großes, Heiliges: Mutter, und wenn man in seiner Armut und Dürftigkeit etwas Schönes hat, das kein Mensch einem nehmen kann: ein Kind! — Gott hat es mir genommen, und — es ist gut. Es hätte aufwachsen können, mit Lastern behaftet wie sein Vater.“

Nach Hause soll ich kommen? Es sieht Euch ähnlich, Dir, meine liebe Thilde, daß Du Deine treuen Arme nach der Verirrten ausstreckst, Dir, Maggie, Du Vornehmerin von Gefinnungen — daß Du mir das Geld zur Reise sofort mitschickst. Aber so komme ich nicht heim. Das soll meine Buße sein. Dein Geld, Maggie, behalte ich als ein Geschenk von Dir. Wenn eines kaum genesen aus dem Womens Asylum herauskommt, mit nichts als einer kleinen Kinderleiche, dann muß es eben ganz von vorn anfangen. Ich sprach wegen des Geldes mit unsrer Vorsteherin, die sagte: Wenn es von Ihrer Schwester kommt, wird es Ihnen Segen bringen. Jetzt brauche ich weiter nichts. Macht Euch keine Sorge um mich. Ich hoffe so zu leben, daß ich alles wieder gutmache, was ich gefehlt habe, und dann komme ich wieder — sonst nicht! Bis dahin dürft Ihr Euch nicht grämen; aber abends, Thilde, wenn Du Dein ‚Vaterunsers‘ sprichst, dann gebete in Liebe Eurer armen

Flora.“

Thilde warf sich auf die Knie und drückte unter strömenden Thränen das Gesicht auf den Stuhl, wo Flora auf der Nähmaschine zu nähen pflegte.

Da legte Maggie die Arme um sie: „Tröste dich, Schwester!“ sagte sie liebevoll. „Ich glaube, unsre Flora kehrt uns zurück.“

5.

Zum zweitenmal hatte Maggie „drüben“ verwaist dagestanden — allerdings anders als vor zwölf Jahren in der kleinen pommerischen Kreisstadt, wo man nicht wußte, was man mit den sechs Kleinen des armen Amtsrichters anfangen sollte. Jetzt war sie erwachsen, mit einer guten Highschoolbildung versehen, und die eble Frau, die sie wie eine Mutter liebte und verehrte, hatte dafür gesorgt, daß ihre Pflgetochter nicht mit leeren Händen ausging, als sie die Augen für immer schloß.

Von ihren Geschwistern in Europa hatte sie selten gehört; aber sie erinnerte sich, wie sie einst zusammen zum letztenmal geweint hatten, in der leeren Stube, aus der sie eben den Vater in seinem Sarge fortgetragen hatten.

„Jetzt habe ich Heimweh nach Deutschland,“ sagte sie zu dem Reverend Mr. Bridge, dem noch jungen Pfarrer der Unitariergemeinde, zu der die verstorbene Pflgemutter gehört hatte und zu der auch sie zählte.

Der Reverend war gekommen, um dem vereinsamten jungen Mädchen Trost zuzusprechen als ihr und der Verstorbenen Freund und Seelherge. Er that es in einem kleinen rhetorischen Kunstwerk, das ihm als sehr beliebtem Kanzelredner Ehre machte, und zum Schluß richtete er eine Frage an Miß Maggie: ob sie nicht lieber, anstatt nach Deutschland zu reisen, in sein schönes Pfarrhaus übersiedeln möchte als seine Gattin. Er brauchte eine Frau von Herz und Bildung, die nicht allein seinem Hause würdig vorstände, sondern auch Hand in Hand mit ihm wirkte und sich in seiner Gemeinde angesehen und beliebt machte. Seine Wahl wäre längst im stillen auf sie gefallen.

Neberrast blickte das junge Mädchen den hagern, vornehmen Mann in dem tadellos schwarzen Gehrock mit der weißen Halsbinde an. Er hätte einem Weibe wohl gefallen können, besonders wenn seine grauen Augen einen Glanz von Verzückung bekamen, wie sonst auf der Kanzel und wie in diesem Augenblick; aber ihr machten sein glatter Scheitel, sein weißes, bartloses Gesicht und vor allem seine langen, wohlgepflegten Hände stets den Eindruck, als wäre das alles nicht von Fleisch und Blut, sondern von Stein und Eis.

Ihr Herz schlug daher nicht einen Takt schneller, als sie erwiderte: „Ihr Antrag ehrt mich, Reverend; ich möchte aber doch auf jeden Fall meine Geschwister wiedersehen, und —“

„Sich noch nicht binden,“ fiel er ihr ins Wort. „Mir soll es recht sein, liebe Miß Maggie, wenn Sie diese Zeit benutzen, um Ihre Gefühle für mich einer Prüfung zu unterziehen. Reisen Sie denn! Ich betrachte Sie inzwischen als meine verlobte Braut — in der Ueberzeugung, daß unsre selige Freundin Sie niemandem lieber als mir anvertraut hätte.“

Bei der Erinnerung an ihre Pflgemutter traten Maggie die Thränen in die Augen; der Rev. Mr. Bridge ließ es aber zu einer Nührung nicht kommen. Er erhob sich, drückte ihr mit der Rechten die Hand und legte die Linke auf ihren Scheitel. „Der Herr erleuchte Sie!“ sagte er etwas salbungsvoll, und — vierundzwanzig Stunden später befand sich Maggie auf der Fahrt nach Europa.

Das war also die Heimat, die Stadt Berlin! In dem Menschengewühl auf dem Bahnhof Friedrichstraße standen ein paar junge Mädchen, die die aussteigenden Reisenden erwartungsvoll musterten. Da trat eine junge bildschöne Dame auf sie zu. „Sind Sie vielleicht die Fräulein Bernhardt?“

„Grete — Maggie — bist du das?“ Und Thildens Arme hielten sie willkommen, während Flora, innerlich befangen, sich nicht satt sehen konnte an der vornehmen Erscheinung und dem eleganten Reiseanzug der Amerikanerin.

„Was wird sie bloß zu unsrer miserablen Stube sagen?“ schloß es ihr durch das Köpfchen. „Hoffentlich steigt sie in einem Hotel ab.“

Das that sie aber nicht. „Habt ihr Platz für mich und meine Koffer?“ fragte sie Thilde.

„Wenn du vorlieb nimmst?“

„Mit allem, wenn ich euch nur haben kann.“

Sie sah sich kaum um in der Hinterstube mit den beiden Betten, die verschämt hinter einem abgenutzten Schirm hervorstakten, der Nähmaschine und dem Tisch mit einem Haufen angefangener Schneiderarbeit. Der helle Tag schien herein: das Licht der Heimat. Wie schön! Sie begriff nicht, daß sie es drüben hatte so lange aushalten können; daß sie nicht vor Heimweh nach diesen beiden herzigen Mädchen, die ihre Schwestern waren, vergangen war.

Freilich — nach einiger Zeit kam die Ernüchterung. Die Lebensweise, besonders aber die geistige Sphäre der beiden kleinen Schneiderinnen, war ganz anders als das, was die „young lady“ aus Baltimore zu beanspruchen gewohnt war. Vor allen Dingen war es Floras bald leichtfertige, bald hochmütige Halbweilheit, die ihr verfeinertes Gefühl immer von neuem verletzte.

Anders verhielt es sich mit Thilde. Ob die als Hausmädchen diente oder mit ihrer Schwester auf Tagelohn schneidern ging, ihre reinen Gefinnungen und ihr großes Herz blieben sich stets gleich.

Zum Glück stellte das alltägliche Leben gleich Anforderungen an Maggie, die ihr über diese ersten Klippen hinweghalfen. Sie richtete für die Schwestern eine niedliche Wohnung ein, in der auch sie sich heimlich fühlen konnte, und knüpfte mit Hans, der sich auf einer Kunstreise befand, einen intimen Briefwechsel an — dann kamen andre, größere Ereignisse.

Lina, das Nesthäkchen der Familie, mußte aus der Fremde heimgeholt und gepflegt werden — eine Aufgabe, der Maggie sich mit ebenjoviel Liebe wie Geschicklichkeit widmete. Es schien fast, als ob der Tod sich scheute, dies junge, treugehütete Leben doch zu brechen; aber eines Tages war Nesthäkchen sanft hinübergeschlummert.

Dann das Schwerere: Flora ging irre, und Thilde brach fast das Herz darüber. „Wenn auch du jetzt gehst, bin ich ganz allein!“ klagte sie in ihrer Angst um Flora.

„Ich brauche ja nicht zu gehen,“ sagte Maggie ruhig; „Der Reverend Mr. Bridge findet wohl eine andre Frau, aber du keine andre Schwester. Ich bleibe bei dir, ein für allemal!“

Weinend fiel Thilde ihr um den Hals: „Ich kann das Opfer ja garnicht annehmen — und doch — ich weiß nicht, wie ich mich ohne dich von diesem Schlage erholen soll!“

„Zählt deine Liebe denn für nichts?“ entgegnete Maggie. „Seit Mutter drüben nicht mehr ist, bist du mir das Liebste auf der Welt. Mr. Bridge hat niemals meine Augen glänzen gemacht, wie jener pommerische Landbedelmann die unsers Nesthäkchens noch in seiner Todesstunde. Wir bleiben zusammen, Thilde!“

Der Reverend bekam seinen Abschiedsbrief. Er enthielt sich nicht, ihr nach einiger Zeit darauf zu antworten, daß er unter solchen Umständen Miß Maggies Entschluß nicht nur ehren, sondern auch billigen mußte.

(Schluß folgt.)

Das Gesellschaftsleben in Frankreich.

Von U. Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Es schießt sich nicht für alle. Schwer ist es deshalb, über die Sitten und Gebräuche eines Landes mit voller Gerechtigkeit zu urteilen, sie gut zu heißen oder zu verwerfen. Was erscheint uns als gut und vernünftig? Gewiß das, was unserm Temperamente zusagt, und das, was uns von Kindheit an lieb und vertraut geworden ist. Das Gegenteil davon werden wir oft rasch verurteilen, ohne zu bedenken, daß es eben für andre vielleicht gerade das Rechte ist oder sein muß. Vollständige Freiheit von Vorurteilen ist die Grundbedingung zur Prüfung der Gewohnheiten anderer Länder, wenn wir diese wirklich genau kennen zu lernen wünschen. Ich habe versucht, so unparteiisch wie möglich einige Skizzen der französischen gesellschaftlichen Gebräuche zu entwerfen, und überlasse es meinen Lesern, sich ein günstiges oder ungünstiges Urteil darüber zu bilden. Indes möchte ich auch gewisse falsche Vorstellungen zu widerlegen suchen, die sich über niemanden reichlicher als über unsre Nachbarn jenseits des Rheines gebildet haben. Wenn ich vorwiegend von Pariser Verhältnissen rede, so geschieht es, weil Paris mehr als jede andre europäische Hauptstadt den Inbegriff ihres Landes bildet. Die Provinz ahmt das tonangebende Paris nur nach. Voraussetzungen möchte ich: es giebt eine französische Familie, in der noch Gottesfurcht, Gattenliebe, Liebe zu Kindern und Eltern herrschen — trotzdem uns Zola, Flaubert, Maupassant u. a. das Gegenteil erzählen. Nur ist die echte Familie streng abgeschlossen. Es ist dem Franzosen unangenehm, dritte Personen in seine Familie aufzunehmen. Der Ausländer lernt ihn daher selten in dieser kennen und muß sich sein Urteil über ihn im Kaffeehaus oder im Geschäftsleben bilden. Hat er aber wirklich Zutritt zu einem gut bürgerlichen Hause erhalten, so wird er sich bald ungemiein wohl darin fühlen. Denn darin giebt es noch etwas, was er nicht für möglich hielt: eine Hausfrau und Mutter, die manche Tugenden der unsern besitzt, die fleißig, sparsam und geschäftig ist und sich für ihre Kinder aufopfert — oft auch mit sicherer Hand die Geschäfte des Mannes leitet. Sie existiert, allen Schilderungen von der flatterhaften, puzhüchtigen Pariserin, der modernen Impressionistin, der „nevrosée“ und „debraquée“ zum Trotz — obwohl man ihr

mit mehr Mißtrauen begegnet als kaum irgend einem weiblichen Wesen unter der Sonne. In diese Familien seien meine Leserinnen nun eingeführt.

1. Der Empfangstag.

Die wichtigste und zugleich verbreitetste Art, Bekannte bei sich zu empfangen, ist der „jour“, den sich heutzutage auch die schlichteste Hausfrau einrichtet, sobald sie nur über irgend ein größeres Zimmer verfügt. Er gehört zur Erleichterung des geselligen Verkehrs in der Residenzstadt, wo die Entfernungen diesen beinahe aufheben würden. Er ist eine Höflichkeitsform der vornehmen Welt, für einfachere Kreise eine Gewißheit, einmal in der Woche (oder alle vierzehn Tage) seine Freunde daheim anzutreffen und sich nicht vergebens zu ihnen zu bemühen. So ceremoniell die Empfangstage der Gattin einer offiziellen Persönlichkeit auch sein mögen, so herzlich und gemütlich geht es in bescheideneren Verhältnissen zu. Ob zwei Salons die Flügelthüren öffnen, ob die Herrin des Hauses in Handschuhen und großer Toilette empfängt, oder ob uns die simple Bonne zur Hausfrau im schlichten Kleide führt, immer wird die gewandte, anmutige Französin mit feinem Takte all ihre Gäste berücksichtigen und sie so angenehm wie möglich unterhalten, denn das Plaudern versteht sie wie keine ihrer Schwestern. Aber auch das Schmücken ihres Heims, ob mit großen oder beschränkten Mitteln, ist ihre eifrige Sorge, die oft treffliches Gelingen lohnt. Nichts ist reizvoller als ein französischer Salon mit den zwanglos gruppierten Stühlen, Sesseln, Couchen und Taburettens von ganz verschiedener Form. Den Stilen Louis XV. und XVI. wird meist noch der Vorzug gegeben, neuerdings bürgert sich auch das Empire ein. Da sind niedliche Guéridons, weiche Seidenkissen, graziose Schleifen und gefällige Blumenarrangements, denn die bemittelte Hausfrau wird auch im strengsten Winter eigenhändig ihren Salon mit frischen Blumen schmücken. Alles anmutige, geschwungene Linien, nirgends steife Möbel oder eine ungeordnete Anordnung derselben. Fast immer gruppiert sich alles um den Kamin, in dem zur Winterzeit große Holzstücke prasseln, und dieses offene Feuer bietet wiederum Gelegenheit zum Aufstellen reizender Schirme und Gecrants. Der breite Kaminsims und der bis an die Decke reichende Spiegel darüber, der in keinem französischen Zimmer fehlt, verleihen schon dem einfachsten Gemach einen freundlichen, wohllichen Charakter. Dazu kommen noch meist helle Tapeten und viele gefällige Wanddekorationen.

Man empfängt von drei bis sechs Uhr, nur ganz intime Bekannte dürfen sich erlauben, vor oder nach diesen Stunden zu erscheinen. Personen, die zum erstenmal ihre Aufwartung machen, benutzen die fünfte Stunde als die schicklichste. Formelle Anreden, tiefe Verbeugungen sind unnötig. „Madame“ ist der Ehrentitel einer jeden Frau, gleichviel, welche Stellung der Gatte einnimmt. Eine Dame der Aristokratie nennen nur Untergebene „Madame la Marquise“ oder „Madame la Comtesse“, ihre Besucher werden sie ebenfalls mit „Madame“ oder einfach mit „Comtesse“ oder „Marquise“ anreden. Fast ebenso verhält es sich mit dem „Monsieur“. Einen bekannten Arzt oder Militär begrüßt man mit: „bonjour docteur!“ oder „colonel!“ Doch nur erst vom Kapitän an ist dies gestattet, und es würde als taktlos gelten, Lieutenant oder Souslieutenant zu gebrauchen. Katholische Geistliche, sofern sie nicht eine Stellung einnehmen, welche die Anrede „Monsieur“ erfordert, nennt man: „Monsieur l'Abbé“.

Beim Eintreten in den Salon verneigt man sich leicht gegen die Anwesenden und reicht dann der Dame des Hauses die Hand, ebenso beim Verlassen desselben. Man dehnt einen ceremoniellen Besuch nicht gern über eine Viertelstunde, einen freundschaftlichen nicht über Dreiviertelstunde aus. Früher wurden bei Empfängen keinerlei Erfrischungen gereicht. Kaffee trinken, Kuchenessen mit obligater Häkelarbeit ist ein in Frankreich unbekanntes Vergnügen. Da aber die Dinerstunde eine spätere (sieben Uhr) geworden ist, nehmen die meisten Familien ein Vesperbrot (goûter), was den five o'clock tea an Empfangstagen zur Folge gehabt hat. Um fünf Uhr wird durch die Hausfrau, der, wenn sie keine Töchter hat, gern eine jüngere Verwandte oder Freundin zur Seite steht, Thee serviert, wozu man kleines Gebäck (petits fours) und Sandwiches genießt. Die winzigen Bissen, die kleinen, meist holländischen Theeschälchen sind der einzige Aufwand; findet der Empfang nach dem Diner statt, was auch vereinzelt der Brauch ist, so wird fast garnichts gereicht, höchstens ein Glas Limonade.

Auch die Herren müssen in den engen, oft edrüdend vollen Räumen ihren Durst bezwingen und leisten hierin Bewunderungswertes. So wohnte ich beispielsweise an einem der heißesten Tage des Juni einer musikalischen Soiree der berühmten Gesangsmeisterin Desirée Artôt bei. Nachdem wir bis ein Uhr in erstickender Schwüle Musik angehört hatten, forderte uns die liebenswürdige Wirtin auf, doch etwas an Biffett zu genießen. In einem engen, überfüllten Raume erkämpften wir uns eine Orangeade, und die Herren nahmen nach langem Harren mit dem freudigen Ausrufe „il y a de la bière“ eine abgegebene Flüssigkeit in Empfang, die kein Deutscher mehr mit dem Namen Bier geehrt hätte. Auf diese Weise kann man leicht Hunderte von Personen empfangen und befriedigen. Man thut dies auch und ladet ohne Bedenken weit mehr Personen ein, als die Räume zu fassen vermögen, und es geht. So ist auch in einfacheren Verhältnissen eine ausgebreitete Geselligkeit möglich, die sich bei uns ganz verbietet.

2. Mahlzeiten.

Indes fehlt es nicht an Zusammenkünften, bei denen der materielle Genuß die Hauptsache bildet. Jedoch ist langes Tafeln und endloses Umherreichen von Bier nach der Mahlzeit noch Spezialität der Germanen; der Romane befriedigt schneller Hunger und Durst. Er ist raffinierter Feinschmecker, und es kommt ihm ungemiein auf die Qualität an. In der Quantität aber wird er stets hinter uns zurückstehen, und der mit gesundem Appetit gesegnete Ausländer wird sich auch am Familientische über die Kleinheit der Portionen wundern, die man zu sich nimmt. Einen ganz familiären Charakter trägt das Dejeuner. Man ladet nicht gern zu ihm ein, da es den ganzen Tag zerstört (zwoölf Uhr). Auch macht man nur wenig Umstände dafür. Damen und Herren erscheinen im Straßenanzug. Das Menu beginnt mit einem hors d'oeuvre und bietet vorwiegend Eierspeisen, Fische, Koteletten und kaltes Fleisch, Obst und trockene Kuchen als Nachtisch. Personen,

denen man Rücksichten zu erweisen hat, muß man zum Diner (sieben bis acht Uhr) laden.

Diese Diners teilen sich je nach der Zahl der Geladenen und der Gerichte in drei Arten: le grand diner, le diner de demi-cérémonie und le diner intime. Beim ersten trägt die Dame große Toilette, schwere Sammet- und Seidenkleider; sie ist dekoriert und mit Brillanten geschmückt; der Herr ist selbstverständlich im Frack. Es wird sehr rasch serviert, man bleibt eine — bis anderthalb — Stunde bei Tafel und nimmt den Kaffee dann im Nebenzimmer ein. Sofort nach Verlassen der Tafel ziehen die Damen ihre Handschuhe an, ein lästiger Brauch, der bei kleineren Einladungen wegfällt.

Hier zwei besonders feine Menus für ein extra großes und ein großes Diner:

1.

- Potage printannier aux œufs pochés.
- Potage à la Reine.
- Bouchées aux crevettes.
- Barbue à la Mornay, Saumon sauce génévoise.
- Riz de veau à la financière.
- Noisettes d'agneau à la Maintenon.
- Poularde truffée.
- Aspic de foie gras.
- Truffes au vin de Champagne.
- Salade russe.
- Asperges d'Argenteuil, Aubergines à la provençale.
- Glace Tutti frutti.
- Ananas glacé au champagne rose.
- Gâteaux, petits fours, fruits etc.

2.

- Potage Bagration, bisque aux écrevisses.
- Truite saumonée, sauce crevettes et sauce Hollandaise.
- Canetons à l'orange.
- Tambon au vin de Champagne.
- Faisan truffé rôti.
- Salade laitue.
- Asperges en branche, sauce mousseline.
- Plombière.
- Gaufrettes.
- Fruits, desserts.

Zum diner de demi-cérémonie erscheint die Dame mit kleinem Ausschnitt und bis zum Ellenbogen reichenden Ärmeln, ohne Diamanten und Nigetren. Der Herr, der oft abends ausgeht, wird gewohnheitsmäßig den Frack anlegen; er kann aber ebenso gut im Rock erscheinen. Selbstverständlich ist das Menu nicht so reichhaltig, am einfachsten ist es beim diner intime, zu dem man ein Straßenkleid anlegen kann, das man durch eine helle Schleife oder Spitze verzieren.

Neuerdings sind „kostümierte Diners“ sehr in Aufnahme gekommen, zu denen man entweder das Kostüm vorschreibt, etwa „tout le monde sera en Normands“, oder nur der Einladung beifügt: „on sera costumé“, was der Phantasie den weitesten Spielraum läßt. Vor allen Dingen sucht man, um seine Gäste zu locken, für jede Einladung eine „Ananas“ zu haben. Das bedeutet im gesellschaftlichen „argot“ einen Herrn oder eine Dame, sagen wir eine Berühmtheit, mit der zu speisen jedermann interessant ist. Auf der Einladungskarte wird angedeutet, daß Monsieur ou Madame X. geladen ist. Die Herrin des Hauses bittet den Herrn, der den meisten Anspruch auf einen Ehrenplatz hat, um seinen Arm, sie geht zuerst zu Tische, giebt auch das Zeichen zur Aufhebung der Tafel, nur verläßt sie zuletzt das Speisezimmer, um trotzdem als erste wiederum den Salon zu betreten. Der Hausherr wird nur als Gast behandelt. Meist bietet der Herr der Dame den linken Arm, Herren vom Militär aber, des Seitengewehrs wegen, den rechten. Im Grunde ist keine bestimmte Regel darüber vorhanden, welcher Arm geboten werden muß.

Einige bei Tafel zu beobachtenden Bräuche dürften von den unsern abweichen: man füllt sich das Glas nur halb voll Wein, auch wenn man ihn ohne Wasser vermischt genießt. Nur im allerintimsten Kreise langt man sich zweimal von ein und demselben Gericht zu.

Nachdem die Hausfrau im Salon den Kaffee serviert hat, begiebt sich der Hausherr mit den Herren ins Rauchzimmer oder in irgend einen dazu bestimmten Raum, doch darf sich das Verlassen der Damen nicht auf länger als etwa zwanzig Minuten ausdehnen. Den Rest des Abends verbringt man im Gespräch, bei Musik oder Spiel; um Mitternacht spätestens trennt man sich.

Das Souper ist die Mahlzeit, die man gegen zwei Uhr nachts bei Ballen und Soireen einnimmt und die fast stets aus einem kalten Büffett besteht; sie wird an kleinen Tischchen genossen.

3. Theater.

Sammelplätze der eleganten Welt sind ferner die Logen der Großen Oper und die einiger kleiner, sehr „chic“ ausgestatteter Boulevardtheater. Außer den Premierenabenden gelten noch bestimmte Wochentage als besonders vornehm, und wer sich ein Bild von den elegantesten Opernbesuchern machen will, wähle den Freitag. So einfach in den übrigen Theatern die Toiletten sind — der Bequemlichkeit und der weiten Entfernungen wegen kleidet man sich auch auf verhältnismäßig teuren Plätzen weit anspruchsloser als bei uns — so viel Luxus wird an Opern- und namentlich an Premierenabenden entfaltet: Ball- oder große Dinertoilette ist hier vorgeschrieben. Brillanten funkeln, „blendende Arme und Nacken“ sind bloß, und die „mondaines“ rivalisieren mit den Theaterprinzessinnen durch Zuhilfenahme allerhand kosmetischer Mittel. Als vornehm gilt es, erst bei Beginn des zweiten Aktes zu erscheinen und sich vor dem Schluß wieder zu entfernen. Sodann bildet das Besucheempfangen in den Logen einen größeren Reiz fast, als das oft schon bis zum Ueberdruß gefundene Stück, denn man kommt hier mehr, um sich sehen zu lassen, als um selbst zu sehen! Nur Herren begrüßen ihre Bekannten in deren Logen, eine Dame verläßt ihren Platz lediglich, um mit dem sie begleitenden Herrn im Foyer zu gehen; nie wird der Herr die Dame allein in der Loge zurücklassen. Der Herr ist stets im Frack, auch oft in kleineren Theatern, dort legt er den hohen Hut erst beim Aufziehen des Vorhangs ab. Auch bei den Damen spielt der Hut

für Konzerte und Theater eine Hauptrolle, und die Phantasie der Pariser Modistinnen ist unerschöpflich im Erfinden zierlicher Spitzen-, Blumen- und Federarrangements, die unter dem Namen Hut die hochmodernen Frisuren der Schönen schmücken. Früher war den Damen der Zutritt zum Parkett (fauteuil d'orchestre) nicht gestattet. Längst schon nehmen sie in fast allen Theatern diese so günstigen Plätze ein, nur wird auf Ablegen des Hutes gedrungen. Indes wird noch recht viel gegen diese Bedingung verfochten, und manches Gebäude moderner Puzmacherkunst bringt den unglücklichen Daghinterstehenden zur Verzweiflung. Kinder sieht man selten im Theater, junge Mädchen so gut wie garnicht. Ihnen gestattet man höchstens, eine harmlose, lyrische Oper in der „opéra comique“ zu besuchen, und sie lehnen sich, wie Paul Bilhauds reizendes Gedicht „la révolte des jeunes filles“ zeigt, energisch dagegen auf und fordern verzweifelt: „Et pas seulement à l'opéra comique!“ Da indes die Theater kaum vor Mitternacht zu Ende sind und namentlich in den Boulevardtheatern das Publikum trotz größter Eleganz sehr gemischt ist, kann man diese Verordnung einer fürsorglichen Mutter nur vernünftig finden. Das Repertoire für junge Mädchen wird sich daher wohl noch lange auf „la dame blanche“ oder „Mignon“ beschränken.

4. Bälle und Soireen.

Als schönste Feste verursachen die Hausbälle der Hausfrau die größten Schwierigkeiten. Wohl können nur sehr bemittelte Familien sie veranstalten, die aber in Paris selten über große Räume verfügen. Jedoch wird das, wie schon erwähnt, bei den Franzosen nicht so genau genommen. Bisweilen ist es eine wahre Aufgabe, auf einer damenbrettgroßen Fläche zu tanzen und, abgesehen von dem damit verbundenen Dampfbad, bedeutet dies den Ruin einer kostspieligen Toilette, denn es wird stets viel auf Toilette verwendet. Junge Mädchen kleiden sich allerdings sehr einfach und meist weiß, deshalb auch die Bezeichnung „bal blanc“ für einen Ball, auf dem nur junge Mädchen tanzen. Dehnt sich diese Vergünstigung auch auf jüngere Frauen aus, so haben wir den „bal rose“. Junge Frauen besuchen auch in der Familie ein solches Fest nicht allein, sondern stets mit einem bekannten oder verwandten Herrn, andernfalls darf die chaperonne nicht fehlen, die leicht in einer befreundeten älteren Dame gefunden wird. Für das junge Mädchen ist diese selbstverständlich unerlässlich, sollte es auch von Vater oder Bruder begleitet sein. Niemals ist gestattet, daß die junge Welt ihren Salon für sich zum Plaudern oder Soupiereen hat. Auch wird das wohlgezogene junge Mädchen sehr streng überwacht, und gewissenhafte Mütter gestatten ihm nicht, für



Vornehme Türkin in Straßentracht.

längere Zeit abseits von den andern mit einem jungen Herrn zu plaudern (aller dans les petits coins), weil das sofort auf einen „Flirt“ schließen lassen könnte, den die kleine Donsözün nach englischer Mode wohl gern in Scene setzen möchte. Unter irgend einem Vorwande holt die ängstliche Mutter aber ihr Küchlein hinweg. Für zehn oder zehneinhalb Uhr wird gewöhnlich geladen, doch dehnt man die Zeit des wirklichen

Erscheinens oft bis gegen Mitternacht aus, da viele, besonders die Herren, zuvor ein Diner oder ein Schauspiel besuchen. Es ist gestattet, mehrere Einladungen zu gleicher Zeit anzunehmen, nur entfernt man sich dann möglichst à l'anglaise, ohne die Aufmerksamkeit der Wirte auf sich zu ziehen.

Zu einem kostspieligen Luxus ist bei Bällen der Kotillon geworden, den man heutzutage für unumgänglich notwendig hält. Eine Millionärin, die ihren Gästen wertvolle Kleinigkeiten bietet, wird leicht 10 000 Franken dabei verausgaben. Doch ist natürlich die Phantasie der Pariser ungemein erfinderisch und erinnert allerliebte Kleinigkeiten, die eine geschickte Hand wohl auch selbst anfertigt. Wertlose Gaben werden immer sinnig und reizvoll sein, während die wertvollen nie prozesshaft erscheinen. Zwischen den bei uns üblichen Kotillontouren und den französischen ist wohl kaum ein Unterschied vorhanden. Selbstverständlich spielen die Masken- und Kostümbälle eine große Rolle, zu denen die graziose Welt des Kokoto unererschöpfliche Vorbilder giebt und wobei die altfranzösischen Tanzweisen wieder fleißig einstudiert werden.

Anstelle der großen Bälle treten oft die soirées dansantes, bei denen die Toilette sehr vereinfacht wird, der teure Kotillon in Wegfall kommt und wohl gar das Klavier abwechselnd von gefälliger Freundeshand gespielt wird. Soireen aber, deren Zweck nicht lediglich das Tanzen ist, erfordern gar viel Umstände. Es muß für die Unterhaltung der Gäste durch Dilettantenvorführungen, oder durch Darbietungen von Berufskünstlern gesorgt werden, die, obwohl man sie sehr hoch bezahlt, doch ganz als zur Gesellschaft gehörig zu betrachten sind, was viel Takt von seiten der Wirte erfordert. Damen werden mit großen Blumenpenden bedacht, und ein Wagen muß ihnen zur Verfügung stehen. Wählt man so zur Unterhaltung der Gäste irgend einen „star“, der gerade Mode ist, so hängt das ganze Gelingen des Festes mehr oder weniger von der Laune desselben ab. So erlebte ich, daß Mademoiselle Sybil Sanderion, die Schönheit der großen Oper, einfach inmitten eines Duos das Notenblatt, Ermüdung vor-schützend, sinken ließ und affektiert die Teilnahme der herbeieilenden Herren entgegennahm, während die Wirte über die „teure“ Sängerin in Verzweiflung gerieten.

Für den Frühling und Sommer huldigt man dem englischen Gebrauch der garden-party, auch „Robinson“ oder „Marly“ genannt, und wer nur irgend über einen kleinen Garten in der Umgegend von Paris verfügt, veranstaltet alsdann eine solche. Hier erscheinen die Damen in hellen Sommerkleidern und stets im Hute, der auch in den Wohnräumen und selbst bei etwaigem Tanzen nicht abgelegt wird.

(Schluß folgt.)



Pera (von der Stambulseite aus).

Fig. 1—10. Anzüge für Knaben und Mädchen von 4 bis 13 Jahren.

Fröhliche Winterluft atmen die niedlichen Kindergestalten, die das Bild unsres Blattes beleben. Die Fülle hübscher Anzüge für Knaben und Mädchen der verschiedensten Altersstufen wird den Müttern um so willkommener sein, wenn sie hören, daß alle diese Formen, in leichteren Stoffen ausgeführt, auch für die Frühjahrsanzüge verwendet werden können.

Für den Mantel des kleinen Vierjährigen in Fig. 1 ist kaffeebraunes Tuch verarbeitet; der Mantel ist mit wattiertem Futter versehen, zweireihig mit Knöpfen geschlossen und hinten im Taillenabschluß für einen Zug durchnäht, den eine übergeknapfte Spange deckt. Der Mantel ist mit einem abgesteppten Kragen aus Tuch und einem zweiten aus Pelz ausgestattet, und die Ärmel sind mit abgesteppten, spitzen Aufschlägen aus Tuch versehen.

Der Matrosenanzug des größeren, etwa fünfjährigen Knaben Fig. 2, aus Bluse und Beinleid bestehend, ist aus dunkelblauem, englischem Sammet gefertigt und mit kleinen, vergoldeten Knöpfen verziert. Das kurze Beinleid ist einer Untertaille mit glattem Sammetlag angeknöpft, den ein goldgestickter Anfer ziert. Die Bluse öffnet sich mit spitzem Ausschnitt über dem Laß, und den Ausschnitt begrenzt ein breiter, mit starker Seidenschmür umrandeter Sammetkragen, auf dem ein zweiter aus weißem Kaschmir ruht. Beide Kragen werden durch leicht verschlungene blaue Seidenschmüre zusammengehalten, die in langen Grelots endigen.

Einen recht praktischen Schulanzug für etwa siebenjährige Knaben zeigt Fig. 3. Beinleid und Joppe sind aus graubraunem Diagonalstoff gefertigt und mit braunen Hornknöpfen geschmückt. Die Joppe ist hoch hinauf geschlossen und mit kleinen Aufschlägen versehen. Im Taillenabschluß des Rückenteils ist ein Zug angebracht.

Hänger, wie in Fig. 4, bleiben als bequeme Form für Mädchen immer beliebt. Das hübsche, für vier- bis fünfjährige Mädchen geeignete Kleid besteht aus dunkelblauem Velvet und ist, wie ersichtlich, mit Biberstreifen umrandet. Auf den Achseln, der Kasse und an dem Stehkragen ist das Kleidchen hinten mit Rosetten aus 3 Cent. breitem Moiréband geziert. Die Ärmel sind mit 11 Cent. hohen, pelzverbrämten Aufschlägen versehen.

Allerliebst ist das Mäntelchen aus bronzebraunem Krimmer in Fig. 5, passend für Mädchen von sechs bis sieben Jahren. Es hat ein helles, kariertes Wollenfutter und ist zweireihig mit großen Perlmutterknöpfen geschlossen. Ein Capuchon aus gemusterter brauner Seide ist insofern ganz eigenartig, als der es umschließende Krimmerteil vorn einen eckigen, nach den Schultern sich verbreiternden Kragen bildet. Am Taillenabschluß ist der Mantel mit überzuknöpftem Riegel, am Halsabschnitt mit Umlegekragen ausgestattet.

Für Mädchen von acht bis neun Jahren ist der seitlich zu schließende Mantel aus modischen Tuchen in Fig. 6 bestimmt. Der große, hinten runde, vorn aufschlagartig verlaufende Kragen desselben ist mit biberbrauner Seidenlize verschmückt und mit Biberstreifen umrandet. Der Kragen läßt einen laßartigen Teil des Mantels sichtbar werden. Die Ärmel sind bis zum Ellenbogen verschmückt und am Handgelenk mit Biber begrenzt.

Der in Fig. 7 veranschaulichte niedliche Jackettanzug mit Bluse ist für Knaben von neun bis zehn Jahren bestimmt und aus dunkelblauem und gelbweißem Wollenstoff gefertigt. Die helle, durch Perlmutterknöpfe auf breiter Falte geschlossene Bluse ist oben in feine Falten gesteppt und mit einem Umlegekragen versehen. Eine dunkelblaue, weiß gepunktete Foulardkrawatte hält den Kragen zusammen. Das Jackett ist mit abgerundeten Schößen und einem dunkelblauen Sammetkragen gearbeitet.

Dem Alter von zehn bis elf Jahren entspricht das hübsche Mädchenkleid in Fig. 8; für dies ist die Matrosenform und dunkelblauer Cheviot gewählt. Das Rück-



Fig. 1—10. Anzüge für Knaben und Mädchen von 4—13 Jahren.



Von nebenstehenden Abbildungen liefern wir an unsre Abonnentinnen ausgeschnittene Papiermuster zum Preise von 40 Pfg. für „Normalmuster“ und 75 = = Muster „nach Maß“ } pro Stück.

Bestellungen unter Beifügung der Abonnementsquittung und des entfallenden Betrages bitten wir direkt an die Bazar-Aktien-Gesellschaft, Schnittmuster-Abteilung, Berlin SW. 12, Charlottenstraße 11, zu richten. Die Versendung der Muster erfolgt portofrei.

chen ist in Blüßefalten geordnet und einer Untertaille aus Satin gegengelegt, der ein mit weißen Vorten verzierter, dunkelblauer Laß aufliegt. Kragen und Aufschläge des niedlichen Jacketts bestehen aus hellblauem Satin, was zu den vergoldeten kleinen Anferknöpfen recht wirkungsvoll erscheint. Dem breiten Umlegekragen liegt ein zweiter Kragen aus dunklem Stoff auf, der mit dem Laß übereinstimmend durch Vorten verziert ist.

Sehr widerstandsfähig gegen Witterungseinflüsse ist der Joppenanzug in Fig. 9 für Knaben von elf bis zwölf Jahren. Man hat dafür braungrau melierten Homespun verwendet und die Joppe mit braunem Woltonstoff unterfüttert. Sie wird hinten im Taillenabschluß durch einen Riegel zusammengehalten und ist vorn, außer den üblichen Taschen auf den Schößen und der Brust zu beiden Seiten der Doppelnopfreihe mit vertikalen Taschen, zum Bergen der Hände, ausgestattet. Weste und Beinleid bestehen aus dem gleichen Stoff und sind wie das Jackett mit braunen Knöpfen aus Büffelhorn geziert.

Elegant und malerisch wirkt das Kleid aus rotem Velvet in Fig. 10 für Mädchen von elf bis zwölf Jahren. Es ist an der Taille passgenau mit Seide bedeckt, die sich in der vordern Mitte bauschig und einfügartig bis zum Taillenabschluß fortsetzt. Dem Einfaß schließen sich die blusenartigen Vorderteile an, die scheinbar durch geschliffene Stahlknöpfe angeknöpft sind. Hinten ist die Blusentaille mit einer Ripschleife geschmückt. Den Schultern liegen epaulettenartige Sammetteile auf, die mit Chinchilla umrandet sind und hinten mit Schleifen abschließen. Bauschige Ärmel vollenden das in seiner Zusammenstellung in der That sehr reizvoll wirkende Kleidchen.

Bezugquellen: Berlin, Arnold Müller, Leipzigerstraße 92: Fig. 1, 2, 5, 9, 10; Herrmann Gerjon, Werderscher Markt: Fig. 3, 4, 6, 7, 8.

Aus dem Berufsleben der Frau.

Nachdruck verboten.

Die Porzellanmalerin.

Wenn heutzutage Großmütter und Urgroßmütter davon erzählen, wie in ihrer Jugend aller Hausrat unendlich viel dauerhafter und haltbarer war als heute, so vergessen sie zumeist, um wieviel verhältnismäßig geringeres Geld der Hausrat der Neuzeit beschafft wird, einer wieviel größeren Anzahl von Menschen er zugänglich gemacht ist und welche zwecklichen und gesundheitlichen Vorteile er bietet. So lange lediglich Metallgeräte (Gold, Silber und Zinn) das Tafelgeschirr der wohlhabenden Klassen bildeten, mußten die schlechter Gestellten sich mit schwerfälligem Holzgeschirr begnügen oder Thongeräte mit bedenklicher Bleiglasur benutzen. Das hat heute niemand mehr nötig, im bescheidensten Haushalt verfügt man über ein paar weiße, sogenannte Porzellan-teller. Der Ausdruck Porzellan ist in diesem Falle freilich nicht richtig gebraucht; es handelt sich meist um Steingutgeschirr, jene undurchsichtige, gebrannte Thonmasse, die eine weiße Glasur annimmt, deren Glanz demjenigen des Porzellans nicht unähnlich ist. Sehr häufig zeigt dieser weiße Teller schon im schlicht bürgerlichen Haushalt das bekannte blaue Meißener Zwiebelmuster, oft freilich mit ungleich auslaufenden Rändern und fleckigem, dickem Farbenauftrag. Daneben giebt es Steingutgeräthe mit eigens für diesen „Stoff“ entworfenen Verzierungen in künstlerischer Vollendung. Namentlich erreichen Waschtischgeräthe und zahlreiche andre Gebrauchsgegenstände eine außergewöhnlich gelungene Verbindung von Prachtentfaltung und feinem Geschmack. Endlich gewinnt eine dritte Art „Erdenware“, die Steinmasse, immer stärkere Bedeutung für die deutsche Industrie. Ihre bekanntesten Vertreter im Haushalt sind die „altdeutschen“ Bierseidel und Brunkhumpen aus grauem oder bräunlichem, ziemlich porösem Thon, die von den Museen aus den Weg zurück in das bürgerliche Heim gefunden haben, dessen Eigentum sie dereinst bildeten. An Güte sind sie sehr ungleich; bald schmierig bemalt, bald sorgfältig ausgeführt, mit gepreßten oder künstlerisch modellierten Reliefs bedeckt, erreichen sie ihre höchste Vollendung in einer Art von Emaillearbeit mit eingesehten Farbestiften, für welche hohe Preise gezahlt werden.

Bringt man in Anschlag, wie groß die Anzahl der Arten von reinem Porzellan, Steingut (Majolika, Fayence) und Steinmasse sind und wie ausgedehnt der Verbrauch dieser Waren ist, so nimmt es wunder, daß immer wieder die Frage laut wird, die Porzellanmalerei biete nur geringe Aussicht auf lohnenden Erwerb für Frauen.

Die Gründe für diese Klage sind einestheils in industriellen Verhältnissen, andernteils in unrichtigen Vorstellungen der erwerblichen Frauen zu suchen. Die Thonwarenindustrie hat, wie jede andre in der Gegenwart, die Maschine in ihren Dienst gezogen. Eine besondere Art von Druckpresse übernimmt die massenweise Bemalung der gebräuchlichsten Erdenware. Ihre Leistungen sind zum Teil so vorzüglich, daß nur das geübte Auge des Kenners die Unterschiede zwischen dem Gebilde, das von der Hand einer denkenden Künstlerin ausgeführt, und dem, was von der Schablone mechanisch kopiert wurde, wahrnehmen kann. Außerdem herrscht auch in der Thonwarenindustrie eine scharf gegliederte Arbeitsteilung. Man überläßt geschulten Händen, die für nichts andres „gebildet“ sind, einzelne Teile der Arbeit. Sie liefern ihre Aufgaben vermöge der von klein auf erlangten Uebung schneller und besser, als eine „gebildete“ Dame selbst bei vollständiger, kunstgewerblicher Schulung es zu thun vermag. Ueberdies ist die Lebensführung dieser Arbeiter so einfach und anspruchslos, daß der Lohnsatz, für den sie arbeiten, einer Dame schwerlich zum Lebensunterhalt genügen würde. Nichtsdestoweniger finden z. B. in Dresden die geschickten Hände einiger gebildeter Damen in Porzellanfabriken dauernde und lohnende Beschäftigung. Man gestattet ihnen sogar, die Arbeit im eigenen Heim anzufertigen; in andern Fällen ist diesen Damen ein gesonderter Arbeitsraum

in der Fabrik eingerichtet worden. Bekanntlich geben alle Sachverständigen zu, daß Frauen im Wiederholen derselben Darstellung an Genauigkeit die Männer übertreffen. Gerade diese Eigenschaft kommt in der Porzellanmalerei zur Geltung. Ein gewisser künstlerischer Dünkel hindert viele Frauen, diesen ihren Vorteil richtig auszunutzen. Hierbei kommt die Vorliebe der Frauen für das Anekdotenhafte in der Kunst zur Geltung; sie haben mehr Neigung zum Kuriosen als zum Stil. Infolgedessen erfassen wenigstens Dilettantinnen selten die poetische Sprache eines Ornamentes; es entgeht ihnen, daß auch den bloßen Ziellinien das Vermögen innewohnt, eine Lebensanschauung zum Ausdruck zu bringen. Sie erfassen die Komik einer Kokoskoscene schneller als den feinsinnigen Humor der Dekorationen eines Josef Köhl oder andrer kerndeutscher Maler. Dieses unhaltbare Vorurteil tritt ihnen gerade in der Porzellanmalerei hindernd in den Weg.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Porzellanmalerin auf selbständiges Schaffen in ihrer Kunst unbedingt verzichten müßte. Nur Bescheidenheit im Anfang soll empfohlen werden! Ist einmal das Vertrauen der Arbeitgeber durch tüchtige Leistungen gewonnen, so wird es an Aufträgen nicht fehlen. Die königliche Porzellanfabrik in Berlin beschäftigt einige Damen, die bei mäßiger Arbeitszeit bis zu 120 Mark monatlich verdienen. Ihnen werden u. a. freie Nachmittage zum Naturstudium gewährt.

Die örtliche Beschränkung der Porzellanfabrikation steht leider einer allgemeinen Verbreitung der Porzellanmalerei als Frauenerwerb hindernd im Wege. Der Liebhaberbedarf an einzelnen Sonderstücken war eine Zeitlang in einigen Residenz- und Universitätsstädten groß genug, um einigen Damen ausreichende Beschäftigung zu gewähren. Der Wechsel des Modeschmacks hat hierin eine Umwälzung herbeigeführt. Es wird für die einzelne Künstlerin immer schwerer halten, den Stil irgend einer Fabrik genau zu treffen; sie steht zu sehr außerhalb der Traditionen einer jeden, um ihn als Ganzes zu erfassen. Andererseits gelingt es nur wenigen, einen eigenen Stil auf diesem Gebiete zu bilden, wie beispielsweise der bekannten Malerin Marie von Olfers (Berlin W., Margaretenstraße 7), die sich eine durchaus selbständige Art in diesem Fache angeeignet hat, indem sie die Manier der Fünffirchner Majolika zu einer besondern Klarheit der Farbe entwickelte und eine reine, deutsche Charakteristik der Zeichnung pflegte. Fräulein Wundahl (Berlin SW., Köthenerstraße 1) unterrichtet in Majolikamalerei, besonders in der bekannten Delfter Manier mit blau auf weißem Grunde, aber auch in einer eigenen Art von Emaillemalerei der Berliner Porzellanfabrik. Am glücklichsten im Effekt ist sie da, wo sie ihre Motive der Pflanzenwelt entlehnt und in modernen Sinne stilisiert. Die dreifarbig, italienische Majolika wird in Berlin von Fräulein Mähly (SW., Anhaltstraße 15) und durch die Firma Bormann (C., Brüderstraße) vertreten.

München geht in der Porzellan- und Majolikamalerei seinen eigenen Weg. Obenan steht der bereits erwähnte Josef Köhl (Friedingerstraße), der auf diesem wie auf andern Gebieten eine feinsinnige, stilreine Dekoration pflegt, die auf den Dilettantismus und auf die Industrie von großem Einfluß zu werden verspricht. Auch die königl. Kunstgewerbeschule in München arbeitet in diesem Sinne.

Die Schule des Dresdener Frauenerwerbsvereins, Ferdinandstraße 13, gewährt ebenfalls Unterricht in eigentlicher Porzellanmalerei und gewöhnt ihre Zöglinge an selbständige Behandlung der Motive.

Umfangreich und vielseitig ist der Bedarf an Mustern zur Veranschaulichung für die Thonwarenindustrie. Hier wie bei allem Musterzeichnen ist eine eingehende Kenntnis der Herstellungsweise die wesentliche Bedingung zum Erfolg. Eine gründliche kunstgewerbliche Ausbildung auf den bekannten Lehranstalten muß selbstverständlich vorangehen. Die Muster werden zum Teil einzeln angekauft, zum Teil stellen auch Fabriken Musterzeichnerinnen mit festem Gehalt an. So zahlte eine Dortmunder Firma z. B. 100 Mark Monatsgehalt bei acht-

stündiger Arbeit mit Beaufsichtigung der Arbeiterinnen. Freiheit und Gelegenheit zu Nebenberufen waren vorhanden, die geforderten Entwürfe von einfacher Art.

Das Unterrichten im Porzellanmalen erfordert große Biegsamkeit und bleibt wegen des Risikos mit kostspieligem Material immer ein beschränktes Gebiet. Echte Künstlerinnen mit tüchtigen anatomischen Kenntnissen werden imstande sein, die augenblicklich herrschende Vorliebe für Porträtmedaillons (Miniaturen) auf Porzellan gewinnbringend auszunutzen. Im gleichen Sinne läßt sich die verwandte Technik der Glasmalerei ausbeuten. Spielt doch das Glas im Leben der Gegenwart eine ganz erhebliche Rolle. Man läßt Gläser mit Familienwappen bemalen, und Fenstervorsätze in allen Stilarten sind beliebt.

Zum Fortkommen im kunstgewerblichen Erwerbseben gehört ein feiner Spürsinn für neu auftauchende Geschmackrichtungen und eine gewisse Nachgiebigkeit gegen die Bedürfnisse der Industrie, die den Kunstidealen bisweilen zuwiderläuft, aber an klingender Münze Gewinn bringt. Die innere Vornehmheit der genialen Künstlerinatur wird einen solchen Zwang immer als drückend empfinden. Es darf aber nicht vergessen werden, daß Meißonier (und gleich ihm mancher andre Große in der Kunst) seine Laufbahn mit dem Anfertigen von Entwürfen für Bonbonschachteln und ähnliche „Kinkerlitzchen“ begann. Es wird sogar behauptet, daß die großen Künstler immer mit derjenigen Arbeit anfangen, bei der die kleinen ihre Laufbahn enden. Mögen sich Porzellanmalerinnen und ihre Berufsgenossinnen die in diesem Satze angedeutete Lebensweisheit zu nütze machen! E. Hagen.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Pracht und Glanz sind die Merkmale der diesjährigen Ball- und Gesellschaftsoiletten, und wahrhaft künstlerisch ist die Farbenmalerei, welche die Mode bei ihnen verwendet. Sie ergänzt durch Zusammenstellung verschiedener Stoffe und Farben, was sie der Form zu entziehen scheint, denn diese ist im allgemeinen von höchster Einfachheit, und der ungarneerte Rock, sowie die glatte oder Blüsentaille sind beinahe uniform. Für die glatten Taillen sind vielfach die Formen Louis XV. und XVI. maßgebend.

Unser koloriertes Stahlstich-Modenbild „Februar“ zeigt einige dieser neuen Toiletten, die sich durch reizvolles Arrangement und prächtige Farbentönung besonders auszeichnen. Da ist zuerst in Fig. 1 ein für junge Damen passendes Ballkleid aus hellblauer Duchesse, dessen glatter Rock durch einen breiten Gürtel aus cremefarbenem Atlasband abschließt, der seitwärts unter einer Schleiße endet. Den Ausschnitt der glatten Taille begrenzt eine breite Chantillyspitze, deren elegantes Muster sich charakteristisch von dem klaren Grunde abhebt. Den Abschluß der Spitze bildet eine Draperie aus cremefarbener Seidengaze, die hinten an den Schultern mit Schleißen, vorn dreimal mit Rosetten aus plissierter Seidengaze zusammengegrast ist. Zwischen den Rosetten befinden sich zwei höchst dekorativ wirkende Weißentuffs. Unter den kurzen, bauchigen Ärmeln sind plissierte Gazevolants angebracht, die sich in ersticklicher Weise bis zur Mitte des gerasteten Ärmels fortsetzen.

Für junge Frauen geeignet ist das elegante Kleid in Fig. 2. Der Rock desselben ist aus grüner Armureseide, die Taille aus gleichfarbigem Spiegelballet gefertigt. Der Sammet ist gleichmäßig mit feinen Letzperlen besetzt, die sich wie funkelnde schwarze Diamanten von dem feingedönten hellgrünen Grunde abheben. Die Falten der Blüsentaille sind eigenartig zusammengegrast, sie bilden einen nach unten breit auseinanderfallenden Bauß, der in einem hinten geschlossenen schwarzen Atlasgürtel verschwindet; am Ausschnitt bilden sich Querspalten, die seitwärts unter breiten, vorn und hinten sich zuspitzenden, epaulettenartigen Teilen aus unbekleimtem Sammet enden. In der vorderen Mitte sind die Falten durch einen Tuß tiefvoter Rosen bedeckt.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Anzeigen.

Der Inserationspreis beträgt
M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.
pro Monoparille-Beile.

Ausschließliche Annoncen-Annahme
Rudolf Mosse, Berlin S.W.
und dessen Filialen.

Wer Damen-Mantelstoffe

zu Fabrikpreisen kaufen will, verlange meine Mustercollection. Dieselbe enthält das Neueste in Regenmantelstoffen, farbigen Tuchen, Covert-Coats und Noppenstoffen; eine reichhaltige Auswahl wollener und seidener Ripsstoffe, Crêpons, Cheviots, Fonlé- und Kamagé-Stoffe. Imprägnirte Staubmantelstoffe in allen Preislagen, Costume und Lodenstoffe, Bezugstoffe für Röder und Abendmäntel, sowie schwarze und farbige Zanella.

Schneidermeister und Modistinnen

erhalten diese Collection, welcher die neuesten Modebilder beigelegt sind, umsonst und franco zum Auslegen in ihrem Atelier, Private zur Auswahl ihres Bedarfs, mit genauer Angabe des Gewünschten, kostenfrei zugesandt.

Siegmund Mendelssohn,

Fabrik moderner Damen-Mantelstoffe
Berlin C., Stralauerstrasse 12.

Rausch's Haarwasser,



diese neue Errungenschaft in der Naturheilkunde, bietet allen von einer Haarkrankheit Befallenen sichere Hilfe gegen Haarfall, Schuppenbildung, mangelhaften Haarwuchs etc. Prospekt franco. Zahlr. Dankschreiben. Garantie für Erfolg. Flasche à M. 3.— direct von J. W. Rausch, Constanz, Special. f. Haarkrankheiten.

Das beste u. berühmteste
Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Neuheiten in Ballstoffen

sowie schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungs-schreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Seidenstoffe

liefert zoll- und portofrei billigst an Private robenweise und in ganzen Stücken.

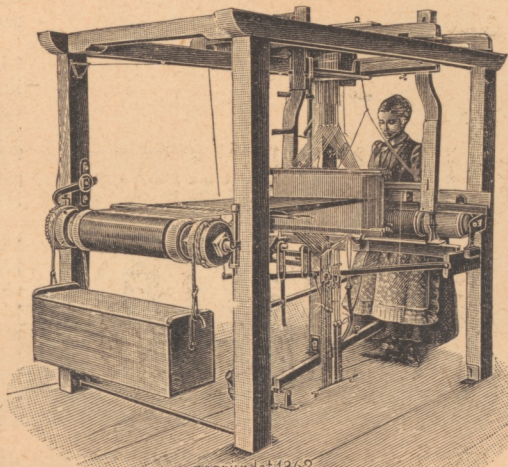
Schwarze, glatt und gemustert in ca. 350 verschiedenen Dessins und Qualitäten, garant. echte Färbung (unbeschwert).

Weisse, Spezialität für Brautkleider.

Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: Taffetas chiné, jaspé, piqueté, épinglé, pékiné, rayé, damier und glatt. Brocatelles, Bengalines, Cristallines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards. Ballstoffe.

J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).

Muster umgehend. — Dopp. Briefporto nach der Schweiz.



gegründet 1862

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:
Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W.
Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Die ungemein bauschigen Aermel des Kleides bestehen aus schwarzer Seidengaze und sind mit breiten, perlgestickten Sammetspannen umsaft, auf denen, ebenso wie vorn und hinten auf der Taille, seine gelbliche Spitzenapplikationen ruhen.

Ganz reizend und nur für junge Mädchen passend ist die einfache Balltoilette aus rosa gestreifter Seidengaze in Fig. 3. Der blusenartigen Taille schließt sich ein Rock an, der oben in Falten gekräuselt ist. Ein gefalteter, breiter weißer Atlasgürtel umwindet die Taille und endet hinten mit langer, flotter Schleife. Die kurzen, bauschigen Aermel sind fünfmal mit 3 Cent. breiten rosa Atlasbändern überspannt, die unten mit kleinen Schleifen abschließen. Den Ausschnitt begrenzt eine dicht mit Goldpailletten besetzte Zillfrisur, und ein dunkelvioletter Beilchentuff mit frischem Laub vorn an der linken Seite bildet den Abschluss der echt mädchenhaften Toilette.

Für ältere Damen passend ist die Toilette im Geschmack Louis XVI. in Fig. 4. Dem Rock aus glatter helltropsfarbener Seide ist eine kurze Schoßtaile aus lila und cremefarben gestreifter, mit bunten Blumen durchwirkter Seide angefügt. Die Taille mit kurzem, mehrschichtigem Schoß ist mit Zobelstreifen umrandet und an den vordern Rändern mit krausen Dufchesspitzen begrenzt, die über einen glatten, mit Schneppe gearbeiteten Einlag fallen. Oben ist die Taille mit tolligen, aus den Schulternähten herabfallenden Teilen geziert, die gleichfalls mit Pelz begrenzt sind und deren unterer Anschlag an die Taille durch volle Rosetten aus schwarzem Atlasband geziert ist. Nach den Schultern hin schließen sich den Leberfallteilen gerundete, mit Applikationen und Spitze begrenzte Epauletten aus dunkellila Spiegelstamm an, die sich, spitz verlaufend, an einem breiten Stegtragen aus gefaltetem, schwarzem Atlasband verlieren, der hinten mit einer Schleife, vorn mit einer Brillantagraffe geziert ist. Nicht eigenartig sind die Aermel, die den Arm bis über den Ellenbogen in krausen Falten umspannen und oben eine kurze, flotte Puffe bilden. Am Handgelenk sind sie mit gebogenen Aufschlägen aus weißem Atlas geziert, die übereinstimmend mit den Epauletten durch gekräuselte Spitzen umrandet sind.

Bezugquelle der Kostüme: Berlin, G. Gradnauer, Jägerstr. 27.

Feine Küche im Februar.

Nachdruck verboten.

Suppe à la Beaumont. (Marceller Rezept.) Man nimmt dazu zwei Rehshultern, häutet sie und legt sie nebst 1 kg zerhacktem Rindfleisch, 1/2 kg Kalbfleisch und 1/4 kg rohem Schinken in eine mit Butter ausgeglichene Kasserolle nebst Zwiebeln, Mohrrüben- und Sellerieheben. Man gießt 1/2 l fette Bouillon auf das Fleisch und schmort es damit auf gelindem Feuer, bis sich ein lichtbrauner Anzug am Topfboden gebildet hat, worauf man das Fett abschöpft, so viel heißes Wasser, als man Suppe braucht, auf das Fleisch füllt und es langsam kocht. Nach etwa einer Stunde werden die Rehblätter herausgenommen. Man schneidet alles Fleisch von den Knochen, wiegt es und stößt es mit brauner Sauce zu drei, um es darauf durch ein Sieb zu streichen. Das übrige Fleisch kocht man langsam noch zweieinhalb Stunden, nimmt es heraus, entfettet und passiert die Brühe, verbindet sie mit vier Eßlöffeln dicker, gelbbrauner Mehlschwitze und läßt sie unter sorgfältigen Schäumen noch eine knappe Stunde langsam kochen. In dieser Zeit sticht man Sellerie, Mohrrüben und weiße Rüben zu kleinen Kugeln aus, die man in Fleischextraktbouillon gar kocht. Wenn die Suppe fertig ist, giebt man kurz vor dem Anrichten zwei Glas Madeira, das durchgeschriebene Wildfleisch, etwas Krebsbutter, wenig Cayennepfeffer und die weidgedünsteten Gemüse hinein und richtet die Suppe dann sofort an.

Auflerberg. (Reines Gericht nach der Suppe.) Eine große, runde, etwas vertiefte, feuerfeste Backschüssel aus französischem Porzellan wird mit Butter überall ausgeglichen, mit Reibbrot bestreut und nun die Vertiefung mit einer trefflich abgeschmeckten Kalbfleischsauce völlig ausgefüllt, sodas sie mit dem Rand der Schüssel eine gleiche Fläche bildet. Auch einen guten, ungefüllten Butterteig hat man bereitet, den man zu einem breiten Streifen ausrollt und dann als hohen Rand mit Eigelb auf der Farce befestigt, worauf man die Schüssel mit Butterpapier bedeckt, auf eine Platte mit Sand in die heiße Ofenröhre stellt und dort etwa vierzig Minuten bakt. In dieser Zeit öffnet man je zehn Aufstern, löst sie aus den Schalen, wendet sie in Ei, dann in geriebener Semmel, die man mit etwas Salz und geriebener Muskatnuss mischt, und bakt sie, wenn der Pastetenrand fertig ist, rasch einige Minuten in brauner

Butter, beträufelt sie mit Zitronensaft und richtet sie kränzförmig, allmählich zu Bergform sich zuspitzend, auf der Farce an. Oben steckt man ein ausgebackenes Petersilienkräuschen zwischen die letzten Aufstern. Eine Aufsternsauce wird nebenher gezeit.

Rindbrustrolade in Burgunder. Eine schöne Rindbrust wird in einem Entsaftungsapparat entzogen, worauf man die Knochen behutsam herauslöst und die Brust von der dicken nach der dünnen Seite hin rollenförmig zusammenrollt und sie mit Bindfäden fest umschnürt. Man legt sie mit Sellerie-, Mohrrüben- und Zwiebelheben, mit Gewürzen, einem Lorbeerblatt und einer halben Zitrone in einen passenden Kochtopf, giebt zwei Flaschen Burgunder und 1 l fette Bouillon darauf, deckt den Topf fest zu und dünstet im Bratofen unter mehrmaligem Wenden die Rindbrust langsam weich. Die Brühe wird alsdann entzert, mit braunem Buttermehl sämig gefocht und die Rindbrust zierlich zurecht geschnitten, mit einigen Löffeln der Sauce glaciert und mit kleinen Röstkartoffeln garniert.

Lebertrüffel Gänseleber. Man legt zwei große, schöne Gänselebern einige Stunden in Milch, halbiert, häutet und wäscht sie, legt sie in zerlassene Butter, giebt feingehackte Schalotten, Petersilie, einige feine Scheibchen Schinken und gewiegte Champignons dazu, dünstet sie kurze Zeit, gießt ein Glas Madeira und fügt etwas Glacé dazu und läßt die Lebern etwa zehn Minuten dünsten und dann in ihrem Fond erkalten. Jedes wiegt man 700 g Schweinefleisch nebst den Abfällen der Lebern, mischt es mit einigen gewickelten Semmeln, Salz, Pfeffer und etwas feinen Kräutern, dünstet nun zwei geschnittene Trüffel, vier Champignons, eine halbe Zwiebel und etwas gewiegte Petersilie in Butter durch und mischt dies unter die Farce. Eine ausgeglichene, tiefe Schüssel streicht man fingerdick mit der Farce aus, schneidet die Lebern in Scheiben, legt die Hälfte auf die Farce, bedeckt sie mit dieser, läßt nun die andern Leberheben und darauf den Rest der Farce folgen, die man zuletzt mit Speckplatten bedeckt. Man bakt das Gratin dreißig Minuten in mittelheißem Ofen und serviert es in seiner Schüssel, nachdem alles Fett abgeseigt wurde, mit einer Trüffelsauce, zu der man die Abfälle der Trüffel verwendet.

Sauerkraut mit saurer Sahne. (Ostpreussische Zubereitung.) Man wäscht den Kohl einen Augenblick in kaltem Wasser, thut ihn mit einem Stück Schinken in eine irdene Kasserolle, gießt leichte Fleischbrühe darauf, das das Kraut davon bedeckt ist, giebt eine in Scheibchen geschnittene Zwiebel, zwei zerteilte Äpfel, etwas Gänseleber und eine Prise Pfeffer dazu, belegt es mit Speckplatten und kocht es auf starkem Feuer an, um es danach bei gelinder Wärme, gut zugedeckt, drei bis vier Stunden zu dünsten. Dann wird das Sauerkraut auf einen Durchschlag gehoben, damit alle Flüssigkeit abtropft. Man dünstet Reibbrot in Butter hellgelb, verkocht dies mit guter, saurer Sahne zu einer dicken Sauce, zieht sie mit zwei Eigelb ab und vermischt den Kohl mit der Hälfte davon. Man richtet ihn hügelartig auf der Auftragschüssel an, bestreicht ihn mit dem Rest der Sauce, bestreut ihn mit Reibbrot, beträufelt ihn mit Butter und bakt ihn noch dreißig Minuten in mittelheißem Ofen, worauf man ihn mit gebratenen Saucischnen garniert und in seiner Backschüssel zur Tafel giebt.

Gebratenes Perlhuhn. Junge Perlhühner geben einen der delikatesten Braten, und es ist zu bedauern, daß sie nicht mehr gezüchtet werden. Man belegt die dreifertigen Perlhühner gut mit Speckplatten, steckt ihnen die Leber nebst einem Stückchen Butter in den Leib und brät sie nun in Butter fünfundsiebzig bis fünfzig Minuten. Man garniert sie zerlegten und wieder zusammengeheften Hühner mit Kreise, glaciert sie oben und reicht ihnen mit wenig Kartoffelmehl, Fleischtrakt und Wasser verkochten, vorher entfetteten Bratenast nebenher. Als Beigabe sind eingemachte Pfirsiche und Endivien, auch Brunnenkresse Salat besonders empfehlenswert.

Bierfarbiger Fajhingscrème. Von einem Liter süßer Sahne läßt man vier Eßlöffel zurück und rührt alsdann von der übrigen Sahne mit 250 g Zucker, einer halben Stange Vanille, vier Löffel voll mit der zurückbehaltenen Sahne glatt gerührtem Kartoffelmehl, welches erst in die andre Sahne gerührt wird, wenn diese kocht, und einer Prise Salz eine dicke Crème, die man zuletzt mit sechs Eigelb vermischt und nun in vier Teile teilt. Einen Teil läßt man ungefärbt, den zweiten färbt man mit einigen Eßlöffeln geriebener Schokolade braun, den dritten mit Cochenille oder einigen Tropfen Alkermesfarbstoff rot, das vierte mit Kaffebohnenweiß grün. Letzteres erhält man, wenn man tags vor dem Gebrauch ein frisches Eiweiß über etwa zwanzig rohe Kaffeebohnen schüttet und damit ruhig stehen läßt, worauf es eine völlig unschädliche grüne Farbe annimmt, beim Gebrauch zu Schnee geschlagen und unter den zu färbenden Teil des Crème gezogen wird; übrigens kann man grün auch durch Spinatsaft färben. Ist die Crème fertig, so bildet man aus gewiegten Mandeln ein Kreuz, sodas man die Schüssel in vier Teile teilt, welche man mit der Crème füllt. Der äußere Rand wird bei jeder Crème mit andersfarbigen eingemachten Früchten garniert, und zwar die rote Crème mit grünen Reineclauden oder Mandeln, die weiße mit Amarellen oder Erdbeeren, die braune mit Aprikosenvierteln oder Mirabellen, die grüne mit schwarzen oder weißen Nufshälften.

Allerlei fürs Haus.

Wasserrohre aufzutauen. Das Auftauen von Wasserrohren ist im Spätwinter, wo durch abwechselndes Tauwetter und strenge Kälte oft unliebsame Störungen herbeigeführt werden, eine sehr häufig notwendig werdende Manipulation. In großen Städten pflegen sich Leute, besonders Klempner, berufsmäßig mit diesem Auftauen zu beschäftigen, indem sie gepannte Wasserdämpfe, die in einem ambulanten Kessel entwickelt werden, von innen oder außen mit den zugefrorenen Rohren in Berührung bringen. Eine einfachere und ohne weitere Vorbereitung in jedem Haushalt anzuwendende Methode besteht darin, daß man das Rohr mit faustgroßen Stücken ungelöschten Kalkes umgibt und diesen mit Wasser begießt. Durch das Lösen des Kalkes wird eine derartige Wärmemenge frei, daß sie zum Auftauen der Rohre hinreichend ist. Dieses Verfahren hat den Vorzug, daß es überall, wo das Rohr zugänglich ist, angewendet werden kann und daß damit natürlich keinerlei Feuersgefahr verbunden ist.

Die Betriebskräfte der Nähmaschine sind sehr mannigfaltiger Art. In großen Strumpfwirkerien und andern Fabriken werden Nähmaschinen mit Dampf getrieben; ihre fliegenden Nadeln besorgen das Zusammennähen der gewirkten Strümpfe und vielerlei ähnliche Arbeiten. Man kann auch, wo sich die Gelegenheit bietet und ein besonderer Motor nicht erst aufgestellt zu werden braucht, die Nähmaschine von Gasmotoren treiben lassen. Für den Einzelbetrieb verdienen die Elektromotoren den Vorzug. Sie können entweder durch Anschlag an eine Leitung oder durch Akkumulatoren in Bewegung gesetzt werden. Die Kosten stellen sich nach den örtlichen Verhältnissen sehr verschieden. Solche Motoren für den Betrieb von Nähmaschinen werden z. B. von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin geliefert. Der einfachste und einträglichste Betrieb für Nähmaschinen bleibt einsteilen freilich noch der geschäftige Fuß oder die fleißige Hand, die das Rad der Nähmaschine zu unermüdlichem Schnurren antreibt.

Vierfüßiges Rätsel.

Die ersten sind Tiere, die letzten sind Gelb, Das Ganze ist Wein, der manchem gefällt. R.

Füllrätsel.

Table with 4 columns (K, T, I, H) and 4 rows (K, T, I, H) containing letters to form words.

Die sechzehn leeren Felder sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die vier wahren Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter von sechs Buchstaben ergeben.

Wechsellrätsel.

Elle, Daun, Adler, Wachen, Heine, Lage.

Aus jedem der obigen sechs Wörter ist durch Veränderung eines Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergebe die bei der Verwandlung fortgelassenen und die bei der Verwandlung neu aufgenommenen Buchstaben den Vor- und Zunamen eines bekannten Dichters.

Auflösung des Quadraträtsels Seite 47.

4x4 grid containing the solution to the square puzzle: K I e b e r G, L e g e n d e, E p h e s u s, B a c c h u s, E p i s t o l, R e d o u t e, G e s s l e r.

Auflösung des Rätsels Seite 47.

Ist, Raft, Last, Gast, Gast.

Auflösung der englischen Rätselfrage Seite 47.

Headache.

Advertisement for Crème Simon skin care product, featuring the text 'Zur Pflege der HAUT ist das beste Produkt die CRÈME SIMON Unübertroffen für den TEINT und für die Toilette des Gesichts und der Haende Simon'.

Advertisement for Carl Schmidt's Stoffbüsten (dresses), featuring the text 'Carl Schmidt Berlin W., Taubenstr. 23, empfiehlt seine weltberühmten Stoffbüsten zur Anfertigung der Costüme. Keine Anprobe.' and an illustration of a dress.

Advertisement for Schering's Condurango-Wein, China-Wein, and Schering's Grüne Apotheke, featuring the text 'Schering's Condurango-Wein findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden, Magenkrampf als Linderungsmittel weitgehendste Anwendung.' and 'Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseest. 19.'

Large advertisement for Crème Iris skin cream, featuring a portrait of a woman and the text 'Betrachten Sie mich oder andere Damen, die wie ich CRÈME IRIS gebrauchen, Sie finden dann, dass die Wirkung dieser beliebten Toilette-Crème wirklich wunderbar ist. Denken Sie sich einen unreinen, fleckigen Teint, ein Gesicht, das durch Sommersprossen, Mitesser, Finnen und Pusteln entstellt war, ist es da nicht angenehm zu wissen, dass man diese Uebelstände durch den Gebrauch von CRÈME IRIS rasch beseitigt. Machen Sie nur einen Versuch, wie ich das gethan, und überzeugen Sie sich selbst, dass Ihr Teint dann blendend weiss und tadellos rein wird, dass Ihre Haut sammetweich, dass Falten und Runzeln, diese Zeichen vorzeitigen Alters, bei rechtzeitiger Anwendung sich glätten und das Aussehen jugendfrisch wird.' and 'Wie unangenehm ist eine rauhe, rissige und spröde Haut, aufgesprungene, mit Frostbeulen behaftete Hände, Gesichtsröthe, Brennen und Jucken der Haut. Verwenden Sie künftighin nur CRÈME IRIS und diese Uebelstände verschwinden sofort. Die Wirkung ist eine auffallend rasche und wirklich frappante.' and 'Geordnete Hautpflege ist nicht Eitelkeit, sondern ein Gebot des Anstandes.' and 'Crème Iris sollte daher in jeder Familie zum täglichen Gebrauche auf dem Toilettetisch stehen. Es ist leichter, Hautfehlern vorzubeugen und solche im Entstehen zu unterdrücken, als in ausgedehnter Masse bereits vorhandene zu beseitigen.' and 'Crème Iris ist ärztlicherseits warm empfohlen, garantiert unschädlich und völlig frei von Oel und Fett, verursacht nie Flecken in Wäsche oder Kleidung. Ausgiebigkeit enorm.' and 'Reicht für Monate. Erhältlich in Apotheken, besseren Drogerien und Parfumerien oder direct gegen Voreinsendung von Mk. 1.50 durch die Fabrikanten Apotheker Weiss & Co., Giessen und Wien, Kärntnering 6. — Für Holland: Perry & Co., Amsterdam. — Für Belgien: Norbert Dekeyn, Brüssel, 49 Rue Pössé-aux-Loups. — Schweden und Norwegen: A. Mohr, Kopenhagen, Amager torr 31. — Schweiz: L. Wirz, Basel 145.'

Advertisement for Piolet Royal Thridage Seife and Veloutine Seife, featuring the text 'Piolet ROYAL THRIDAGE SEIFE VELOUTINE SEIFE 29, Boul. des Italiens. zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften' and an illustration of a woman's face.

Advertisement for Schweizer Seide (Swiss Silk), featuring the text 'Schweizer Seide Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . . . ca. 80 Seiden-Webstühle (Handstühle) . . . ca. 24,000 Seiden-Webstühle (mechanische) . . . ca. 8,000 Seidenstoff-Produktion per Jahr . . . ca. 30,000,000 Meter. Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in schwarz, weiss und farbig von 55 Pfg. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen frankierte Retour-Adressen bei. Die gewählten Stoffe senden wir porto- und steuerfrei in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum. Schweizer & Co., Luzern (Schweiz), Seidenstoff-Export. Seidene Ballstoffe.'

Lohse's La Violetta-Muguet

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Riechkissen.

Hervorragende Neuheit!! Eine glückliche Vereinigung der beiden edelsten Blüthendüfte, des italienischen Veilchens mit dem köstlichen Maiglöckchen zu einem Bouquet von überraschender Feinheit und Fülle des Aromas.

45/46 Jägerstr., Berlin. * **GUSTAV LOHSE** * Berlin, Jägerstr. 45/46.
Königlicher Hoflieferant. — Königlicher Hoflieferant. —

Käuflich in allen Parfümerien, Drogerien und Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete **Michels & Cie.,** Königl. Niederl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Prüfet Alles — — Behaltet das Beste!!!



"VICTORIA" Nähmaschinen

Gegr. 1863 aus der Fabrik Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

sind aus bestem Material, aufs Sorgfältigste justirt, mit patent. Verbesserungen, im höchsten Grade vollkommen, dauerhaft und leistungsfähig, arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stuch.

Man achte auf die Fabrik-Marke.

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. Engl. Pat. Amerik. Pat. Franz. Pat. Pat. „ 72170 No. 6600 No. 3235 No. 511539 No. 227966

Eingetr. Schutzmarke Waarenzeich. 8698

Zu haben in fast allen Städten bei den Alleinvertretern.

Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.

LANOLIN

Toilette Cream

LANOLIN

Marke Pfailring In den Apotheken und Drogerien.

In Dosen à 10, 20 u. 60 Pf., in Tuben à 40 u. 80 Pf.

Das auserwählt herrlichste Parfüm „Hab mich lieb“ Primula minima



Käuflich in eleganten Flaschen von A.H.A. Bergmann Waldheim in Sachsen

Für Kunstfreunde.

Unser neuer, vollständiger, reichillustrirter Katalog für 1896 über Tausende von Photographuren und Photographien nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.

Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

Costüme für Carneval u. Theater. Stoffe für Costüme. Costümbilder.

Fabrik Masken-Costüme Cotillon- & Carneval-Artikel etc.

E. Neumann & Co.

Dresden N. 30. Perrücken, Bärte, Waffen, Tricots, etc.

Costüm- & Cotillon-Catalog gratis!

Halb. Roll. v. ca. 25 qm franco d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel“

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm	1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ „	1,80
Einfarbig „ 3 „ „ „ „	2,30
Einfarbig „ 3 1/2 „ „ „ „	2,55
Gemustert „ 4 „ „ „ „	3,30
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must. tritt sich nie ab, qm	4,25 M.
Extrabreites englisches Linoleum 366 ctm (4 engl. Yards) breit:	
Einfarbig ca. 4 mm stark qm	3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ „	4,60
Läufer und Teppiche in allen Grössen.	
Julius Henel vorm. C. Fuchs, Lieferant mehrerer Höfe. BRESLAU, Am Rathhause 24-27.	

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Teppiche!

fehlerrichte Teppiche, Prachtexemplare à 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!

Sophastoff-Reste

einfarbig u. bunt spottbillig. Proben franco. Teppich-Fabrik Emil Lefevre BERLIN S. Oranienstr. 158.

Condor-Giftfrei

J. W. Cleff über all entzündlich. Schachtel à 10 Pf. in jedem Laden.

Hölzer Giftfrei

Geruchfrei



Sarg's anerkannt unentbehrliches Zahnputzmittel.

Zu haben bei den Apothekern, Droguisten, Parfumeurs etc. à 60 Pf. Anerkennungen aus den höchsten Kreisen liegen jedem Stücke bei.

Empfohlen durch die Redactionen von: Bazar, Ueber Land u. Meer, Schorer's-Familienblatt, Zur guten Stunde, etc. etc. Telegramm- und Brief-Adressen: C. Hipauf, Breslau.

Vorzüglichste Delikatessen! evtl. m. Myrthen etc. garnirt. Beliebtester Tafelaufsatz. Gern gesehenes Geschenk. „Bienenkörbe“ aus reinem Mandelkeig mit Vanille- oder Nuss-Geschmack und beweglichen Bienen daran. Wochenlang frisch u. wohlschmeckend. Versand von 4 Mark an. einschliesslich Porto u. Verpackung. C. Hipauf, Breslau. Specialität: Bienenkörbe.

Pariser Mieder (Corsets)

Einziges Etablissement, welches in Paris mit d. gold. Medaille ausgez. wurde. Madame M. WEISS (aus Paris) Wien, I., Neuer Markt 2. Preise der Mieder: 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung durch Korrespondenz erbittet man das Maass in Centimet. von: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken unter den Armen genommen, 2. Umfang der Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge von unter dem Arm bis zur Taille. Das Maass ist am Körper über das Kleid zu nehmen, ohne abzurechnen. Postversendungen nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

100 seltene Briefmarken!

v. Argent., Austral., Brasil., Bulg., Costar., Cuba, Ecuador., Guatem., Jamaica., Java, Lomb., Persien, Mexico, Monaco, Natal, Perf., Peru, Rum., Samoa, Serb., Tunis, Türkei etc. — alle versehen — garant. ächt — nur 2 Mk.!! Porto extra. Preisliste gratis. E. Hayn, Naumburg (Saale).

Damen!

die einen größeren Bekanntheitskreis besitzen, erhalten lobenden Nebenruch durch Verkauf von Damenkleiderstoffen u. s. w. nach Wunsch an Private. Paul Louis Jahn, Fabrik u. Versandgeschäft, Greif 18.

Sie sparen

fast die Hälfte, wenn Sie Ihre Handschuhe, Strümpfe und Socken von Paul E. Droop, Chemnitz 3. Glasé, Stoffschuh- u. Strumpf-Fabrik, beziehen. Versand nur direct an Private. Illust. Katalog gratis u. franco an Diensten.

Kanarienvögel.

grösstes Postversand-Geschäft nach allen Orten Europas. Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Katalog frei. W. Gönneke, St. Andreasberg i. Harz.

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch. Vollständiger Ersatz für Seife und Puder. Alleinige Erzeuger: A. Motsch & Co. WIEN, I. LUGECK N. 3

Generaldepot bei J. Prochownik, Berlin SW., Ritterstr. 48.

Damen & Herren erhalten franco Muster meiner LODEN,

für Costume u. Mäntel vorzüglich.

Hermann Scherrer

München: Neuhauserstrasse 3.

Für die Schweiz: St. Gallen zum Kameelhof.

Unentbehrlich für Kinder!!

Heureka-Steckkissen

Dasselbe ist von I. ärztlichen Autoritäten als „das Beste für Kinderpflege“ empfohlen und wird massenhaft gekauft. Nass- oder Wundliegen des Kindes unmöglich!

Krankenmatratze „Heureka“

eine wahre Wohlthat für jeden Kranken! Ersetzt Luftkissen, Wasserkissen. Unterlage, verhindert Wundliegen und schont die Bettwäsche.

Heureka-Damenbinde

Waschbar. Unverwundlich. Neues System, ärztlich bestens empfohlen und sehr beliebt. Schachteln à 3 und 6 St. Preis 3 M. und 5.60 M. mit Gürtel. Für kleinere Beträge erbitten Vorauszahlung in Postmarken.

Reform-Binde.

Kissen. Neue Füllung. Grösste Aufsaugungsfähigkeit. Praktisch, bequem u. billig. Preis pr. Packet 1.10 M., Gürtel 60 S. Beste Kissenbinde. Man verlange gefl. Prospekte dieser Artikel. H. Brupbacher & Sohn, Zürich.

Das Beste für Toilette- & Parfümflüge

TRIS- Seife

Crème

Von Apotheker Weiss & Co in Giessen. Preis pro Carton à 3 Stück Mk. 1.50. Überall zu haben.

Konstantinopel.

Hierzu 7 Illustrationen.

Nachdruck verboten.

Stambul! Welchen Reiz und welche Anziehung übt der Klang dieses Wortes nicht auf unser Ohr! Besonders seitdem die politischen Wirren die schöne Bosphorusstadt wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt haben. Wer aber wollte den Streit über die Frage entscheiden, ob Neapel, Rio Janeiro, Lissabon oder Stambul dem Reisenden, der sich ihnen von der Seeferse her naht, das schönste Bild darbietet? Es hängt sehr viel von den äußeren Umständen, von dem Wetter einerseits, von der Individualität und der augenblicklichen Stimmung des Beschauers andererseits ab, ob der Anblick Neapels ihn so entzückt, daß er befriedigt durch den Hochgenuß mit diesem Bilde in seiner Seele sofort „sterben“ möchte, oder ob er durch den Anblick Konstantinopels oder Rio Janeiros so begeistert ist, daß er es wagt, den Traditionen zu widersprechen, welche für Neapel den höchsten Schönheitspreis verlangen. Wie man über diese Streitfrage auch denken mag, jedenfalls muß doch jeder, der Konstantinopel gesehen hat, gestehen, daß sein Anblick zu den schönsten gehört, die sich ihm — sofern Küstenplätze und große Hafenstädte in Betracht kommen — auf seinen Reisen dargeboten haben. Zu dieser unfehlbaren Wirkung auf die Augen und das Gemüt des Reisenden trägt vielleicht ein Umstand ganz wesentlich bei, der sich bei den Kivalinnen Stambuls viel weniger geltend macht. Wie das Antlitz einer der vielen Schönen, die es in seinem Innern birgt, zeigt es sich dem Blick des Fremden stets verhüllt von einem leichten Dunstschleier, der dem großartigen Panorama jenen Reiz verleiht, der nun einmal immer mit dem Schleier verbunden ist. Er bricht die grellen Farbtöne, er mildert die Härten der Linien, er läßt die Mängel und Unvollkommenheiten dessen, was er bedeckt, nicht deutlich zu Tage treten, er weckt das Interesse und die Neugier für das, was er nur leicht verhüllt, läßt die Formen weicher und schöner erscheinen und reizt die Sinne und die Phantasie durch das, was er mehr ahnen als sehen läßt.

Ob Konstantinopel im rosigen Licht und Nebeldunst eines sonnigen Morgens, ob es in dem violetten eines klaren Abends, ob es in dem beinahe unsichtbaren grauen des heißen Mittags, ob es in dem zauber-



Die Agja Sofia in Konstantinopel.



Türkischer Landreisewagen.

haften bläulichen der mond hellen Nacht oder in dem goldschimmernden des Nachmittags erscheint, immer macht es einen beinahe märchenhaften Eindruck und weckt romantische Vorstellungen. Wenn die Worte „Bosphorus“, das „goldne Horn“ und „Der-i-Seadet“ daher auf jeden im Auslande weilenden Türken und aus Konstantinopel herkommenden Griechen oder Europäer stets eine ebenso mächtige seelische Wirkung ausüben wie das Wort Neapel auf die Hunderttausende von Italienreisenden und auf die Neapolitaner, so ist das nur begreiflich.

Lüften wir den leichten Schleier der Schönen, so sind uns freilich Enttäuschungen nicht erspart. Neben zahlreichen Reizen zeigen sich dann doch auch viele unschöne Züge, die wir gern vermiffen würden. Schon das prachtvolle Bild, das sich dem Auge dessen bietet, der den Turm von Galata besteigt, weicht bedeutend ab von dem, das sich dem Reisenden von dem Bosphorus her bot. Das Auge nimmt hier schon die Einzelheiten des Stadtcharakters wahr, wird gefesselt durch die Erscheinungen des ungemein regen Straßenlebens. Und dasselbe ist der Fall, wenn wir von irgend einem hohen Punkt oder Turm der Siebenhügelstadt des eigentlichen Stambul aus Umschau halten. Der Bosphorus, das Marmarameer, die asiatische Küste mit Skutari und dem großen Cypressenwald des türkischen Kirchhofs dahinter, vollends die schönen, nördlich und östlich vom goldenen Horn, dem fjordartigen, tiefen Hafen, gelegenen, in Grün gebetteten Vororte: Kassim Pascha, Galata, Pera, Top-Hane, Dolma Bagdsche, Terapia, Bujukbere und wie sie sonst heißen mögen, lenken zwar zunächst unsere Blicke von der näheren Umgebung ab. Die Kuppeln und schlanken, zierlichen Minarets der Hunderte von Moscheen geben dem Panorama auch ein so eigenartiges Gepräge, daß der Fremde, der den Orient nicht kennt, dadurch völlig gefesselt wird. Betrachten wir aber unsere nächste Umgebung, so gewahren wir eine andre und weniger anziehende, ja im allgemeinen unschöne Eigentümlichkeit des Orients: ein verwickeltes Gewirre von engen, schmutzigen, überfüllten Straßen, die zum Teil von hüttenartigen Holzbauten gebildet werden, welche zwar den Erdbeben Widerstand leisten mögen, aber Feuersbrünsten die beste Nahrung gewähren und von den Prachtbauten der Paläste des Sultans, der Großen und der fremden Diplomaten stark abstecken.

Dieser Gegensatz zwischen völliger Unkultur und Ueberkultur tritt uns noch deutlicher entgegen, wenn wir nun von unserer hohen Warte hinabsteigen und in das Labyrinth der alten Stadt

einerseits und in die europäischen, gut gehaltenen Straßen der hauptsächlich von Ausländern und der Diplomatie bewohnten Vororte andererseits eindringen. Von Hygiene scheinen die türkischen Behörden noch keine Ahnung zu haben, trotz der vielen Bildungsanstalten, welche Konstantinopel besitzt und die gerade für die einheimische orientalische Bevölkerung bestimmt sind. Schmutz und seine Begleiter — üble Gerüche — herrschen in der alten überwiegend, wenn nicht ausschließlich von Türken bewohnten Stadt vor und machen diese Bezirke zu gefährlichen Ansteckungsherden bei Epidemien.

Andererseits übt aber gerade wieder das alte Stambul, der echte, unverfälschte Orient seine unwiderstehliche Anziehungskraft auf den fremden Kulturmenschen aus, denn das Völkergemisch, das Leben und Treiben in den Straßen und Bazaren sind zu abweichend von allem, was die Großstädte des Abendlandes in diesen Beziehungen bieten können, um nicht interessant zu sein, und widerwärtig sind dem Ausländer hauptsächlich nur die Hunde, die auch in Konstantinopel, wie in andern Orten des Orients, in großer Masse herrenlos anzutreffen sind und gewissermaßen die Straßenreinigung besorgen. Wer sie in diesem nützlichen Geschäft stört, bekommt leicht ihre Zähne zu fühlen.

Hunderte von Straßenverkäufern bieten in allen Teilen der Stadt und der Vororte nicht nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände und Waren, sondern auch alle jene kleinen Orientwaren feil, die die Fremden so ungemein anlocken. Daß zahllose dieser Gegenstände heute weder mehr in Konstantinopel noch überhaupt im Orient angefertigt, sondern aus Frankreich und England dorthin importiert werden, daß viele der geschätzten orientalischen Stoffe in England oder bei uns in Deutschland hergestellt werden, das ahnen natürlich die wenigsten fremden Besucher Konstantinopels. Immerhin bieten die Bazare und Läden des Einheimischen noch sehr viel, und wenn man es versteht, mit den schlauen Griechen und Armeniern gehörig zu feilschen, so kann man auch hübsche, echte Orientwaren zu verhältnismäßig billigen Preisen erhalten.

Geben uns die Bauwerke Konstantinopels eine Vorstellung von der geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Entwicklung des Landes und seiner Hauptstadt, von der Mischung und Verbindung der verschiedenartigsten Kulturen;



Straßenverkäufer in Konstantinopel.

sehen wir in der größten Moschee, der Agia Sofia und ihren zierlichen Minarets, das Meisterwerk byzantinischer Baukunst, verbunden mit arabischen Bauelementen; blicken wir in den öffentlichen Gebäuden, den Ministerien, den Kasernen, den Palästen der Großen und der fremden Diplomaten den Einfluß der europäischen Baukunst auf die byzantinische und orientalische, so zeigt daneben auch die Bevölkerung eine Mischung der verschiedenartigsten ethnischen Faktoren. Allerdings leben die einzelnen Volkselemente im allgemeinen voneinander getrennt, die Türken in der alten Stadt, die Armenier in den westlichen Bezirken, die Griechen an der Westseite des goldenen Horns, die Juden auf der Ostseite desselben, die Europäer in Galata, Pera und den weiteren nordöstlichen Vororten; die Geschäfte, denen sie alle nachgehen, bringen sie aber doch in die engste Berührung, und man kann sich kaum eine buntere Gesellschaft denken als die, welche man beständig in den Bazaren, den Cafés und auf den Straßen antrifft.

Die weiblichen Personen sind in verschwindender Minderzahl, und ihre äußere Erscheinung ist, so weit sie Mohammedanerinnen sind, auch wenig anziehend, da sie stets bis an die Augen verhüllt sind. Aber auch die christlichen Frauen und Mädchen leben sehr zurückgezogen, überlassen die Besorgung der Geschäfte den Männern. Die malerischen Trachten der letzteren tragen dafür viel dazu bei, die Straßenbilder zu beleben. Eine besonders eigentümliche Erscheinung in dieser vielgestaltigen Masse bieten dem Kulturhistoriker die Semiten dar, die zum Teil aus Spanien dorthin eingewandert sind und durch die Jahrhunderte ihres Aufenthalts in Konstantinopel doch noch manche altspanische Gebräuche beibehalten haben.

Nicht minder interessant als die Stadt und der stets sehr stark belebte, von Schiffen aller Nationen besuchte Hafen ist die Umgebung Konstantinopels auf europäischer wie auf asiatischer Seite. Wie wenig in unserm Jahrhundert des Verfalls die Kultur dort auf dem Lande noch vorgebrungen ist, davon giebt das Bild eines von Ochsen gezogenen türkischen Landreißewagens ein treffendes Beispiel. Doch selbst solche Ueberreste einer dem europäischen Großstädter fremd gewordenen Unwichtigkeit entbehren wegen der Ungewöhnlichkeit ihrer Erscheinung nicht des Reizes auf den Fremden — Konstantinopel ist daher in jeder Beziehung zweifellos einer der anziehendsten Orte Europas.

Dr. Gustav Diercks.

Entfremd.

Humoreske von J. A. Potapenko.

Aus dem Russischen übersetzt von W. Henschel.

(Schluß aus Nr. 4, S. 43.)

Nachdruck verboten.

Die Doktorin war natürlich die Gattin des Regimentsarztes Schalbin. Am Tage ihrer Ankunft konnte man, obschon es bereits sieben Uhr abends war, sich davon überzeugen, wie innig die Hauptmannsfrau und die Angekommene befreundet waren. Kaum eine halbe Stunde, nachdem die Doktorin und ihre Koffer eingetroffen waren, fand sich schon die Hauptmannsfrau ein. Die Damen küßten sich und fingen an zu plaudern. Der fünfundvierzigjährige, hochgewachsene Doktor schien den Besuch sehr ungerne zu sehen, er blickte den Gast scheel und unfreundlich an, denn er hatte gehofft, diesen Abend ungestört mit seiner Frau zu verbringen. Da aber die Regimentsdamen die Gewohnheit hatten, wenn sie einander „nur auf einen Augenblick“ besuchten, mindestens zwei Stunden beisammen zu sitzen, so sah er sich dazu verurteilt, den ganzen Abend ihr Geschwätz anzuhören, das weder mit seinem Beruf, noch mit seinem ehelichen Glück etwas zu schaffen hatte.

„Sie glauben gar nicht, mein Täubchen, wie sehr ich mich während Ihrer Abwesenheit gelangweilt, wie ich mich nach Ihnen gesehnt habe. Natalia Semjonowna!“ rief die Hauptmannsfrau und blickte dabei die Doktorin so liebevoll an, als ob ihr ganzes Lebensglück von der Freundin abhinge. „Sie aber werden im Auslande wohl kaum an uns gedacht haben?“

„D, wie können Sie nur so etwas sagen! Jede Minute, sogar jede Sekunde dachte ich an Sie! Hätte ich nicht die Kur durchmachen müssen, so wäre ich längst zurückgekehrt. Mag es draußen noch so schön sein, leben kann man doch nur unter denen, die uns nahe stehen!“ beteuerte die Doktorin.

Das waren die Präliminarien, die den Zweck hatten, den Boden zu sondieren; sie währten, mit verschiedenen Variationen, etwa eine Viertelstunde. Zuerst wurden einige Einzelheiten der Reise erzählt, dann von einigen hervorragenden Ereignissen des Regimentslebens berichtet. Als die Unterhaltung im besten Gange war, der Esamowar auf dem Tische brodelte und der Eierkuchen seinen appetitlichen Duft verbreitete, rief die Hauptmannsfrau ganz plötzlich aus: „Gott, was mögen wohl jetzt für Mosen draußen eingeführt sein? Das war für Sie doch gewiß eine rechte Augenweide?“

Die Doktorin blieb ganz ruhig und machte nur eine verächtliche Miene. „Gott mit Ihnen; diese neuen Moden gefallen mir durchaus nicht!“ sagte sie. „Ich bin sehr froh, daß wir sie hier erst übers Jahr zu sehen bekommen. Wissen Sie, Tatjana Grigorjewna, man sieht da zuweilen Einfälle, die höchst geschmacklos sind.“

„Wirklich?“ fragte die Hauptmannsfrau eifrig, und ihre Augen glänzten vor Neugier. Der Moment, wo sie alles erfahren würde, schien gekommen zu sein.

„Einfach fürchterlich, sage ich Ihnen. Stellen Sie sich vor, die glatten Röcke waren doch gewiß sehr bequem — weshalb sie also ändern? Aber nein, jetzt sind wieder die geräffelten in Mode. Wozu, frage ich Sie? Es ist doch nur ein Zeichen von gänzlichem Mangel an Phantasie. Ferner sind in Lyon wieder neue Seidenstoffe angefertigt worden — aber das ist noch ein französisches Geheimnis.“

„Wieso ein Geheimnis? Man trägt sie doch gewiß schon?“

„Ja, jetzt sieht man sie bereits. Als man sie aber angefertigt, da wurde das größte Geheimnis beobachtet. Man befürchtete die Nachahmung der Deutschen — begreifen Sie?“

„Ah! Aber worin besteht eigentlich die neueste Mode?“

„Ich kann Ihnen das wirklich nicht genau erklären. Nur das eine weiß ich: es ist etwas ganz Monströses.“

„Sie kann es nicht erklären? Das heißt also, sie will nicht! D, diese Schlaue! Wie ihre Augen listig blinzeln! — dachte die Hauptmannsfrau. Daß die so innig „befreundeten“ Damen schon seit dem Beginn des Gesprächs einander nicht trauten,

braucht wohl nicht gesagt zu werden. Jede von ihnen hatte die Ueberzeugung, daß alles, was die andre sagte, tatsächlich das Gegenteil von dem war, was sie dachte.

Die beiden Damen waren fast im gleichen Alter, die Doktorin vielleicht ein bis zwei Jahre jünger als die Hauptmannsfrau. Die Formen dieser waren mäßig gerundet, sie hatte ein blühendes Aussehen und dichtes, blondes Haar. Die Doktorin dagegen war schlanker, eine wohlproportionierte Brünnette von blasser Gesichtsfarbe und großen, dunklen Augen. Es waren zwei Schönheitsgattungen, durchaus geeignet, ihre Regimentsverehrer in zwei Parteien zu teilen. Frauen geneigten sich aber niemals mit einer Hälfte, jede von ihnen strebte also danach, das ganze Offizierkorps des Regiments zu ihren Füßen zu sehen. Daraus war natürlich eine geheime Rivalität entstanden, der sich jede von ihnen bewußt war, die sie aber auch veranlaßte, einander stets freundschaftlich anzulächeln.

Die Doktorin suchte das Gespräch auf ein andres Thema zu lenken. „Glauben Sie, daß unser Ball recht interessant werden wird?“ fragte sie.

„Wodurch sollte er wohl interessant werden?“ erwiderte die Hauptmannsfrau nachlässig. „Zunmer die nämlichen Personen und immer derselbe Schendrian!“

„Dem armen Abramka haben unsre Damen gewiß recht zugezogen?“

„Das weiß ich wirklich nicht! Was mich betrifft, so habe ich das, was er für mich gemacht hat, kaum angesehen.“

„Wie? Haben Sie denn Ihr Kleid nicht wieder in Moskau bestellt?“

„Nein; wahrlich, es lohnt nicht. Ich habe diese Modereien bis zum Ueberdruß satt. — Und wozu auch, frage ich Sie? Für wen denn? Unsern Offizieren ist es durchaus gleichgültig, wie wir gekleidet sind. Sie haben gar keinen Geschmack.“

„Um, dahinter steckt etwas!“ dachte die Doktorin.

Die Hauptmannsfrau fuhr in anscheinend gleichgültigem Tone fort: „Ich kann mir denken, was Sie sich für ein Brautkleid machen ließen. Gewiß ist es nach der neuesten Mode?“

„Ja?“ — Die Doktorin lachte ganz harmlos. „Wann hätte ich denn während meiner Kur an ein Kleid denken können! Ich hatte den Ball sogar gänzlich vergessen, erinnerte mich erst nachträglich daran und kaufte dann den ersten besten Stoff.“

„Rosafarben?“

„D nein, wo denken Sie hin!“

„Also hellblau?“

„Man kann ihn nicht hellblau nennen; es ist eine ganz unbestimmte Farbe — ich weiß wirklich nicht, wie ich sie Ihnen bezeichnen soll.“

„Aber immerhin, sie wird doch eine gewisse Nuance haben?“

„Mögen Sie mir glauben oder nicht — bei Gott, ich weiß es selbst nicht — es ist eine ganz unbestimmte Nuance.“

„Ist es Surah?“

„Nein, Surah kann ich nicht ausstehen! Es hält die Façon nicht.“

„Vielleicht Krepp de Chine?“

„Gott bewahre! Der ist mir viel zu teuer!“

„Aber was ist es denn sonst?“

„Ach, warten Sie — wie heißt der Stoff doch gleich?“

Sie wissen ja, es giebt jetzt so viele neue, kuriose Namen, die gar keinen Sinn haben —

„Nun, so zeigen Sie mir doch das Kleid, meine Liebste. Ach ja, bitte schön, zeigen Sie es mir!“

Die Doktorin schien in großer Verlegenheit zu sein. „D, das ist leider unmöglich! Es liegt ganz unten, auf dem Boden des Koffers. Sehen Sie, da steht er. Urteilen Sie selbst, ob ich ihn wohl jetzt auspacken kann!“

Der Koffer stand an der Wand. Er war in Wachstuch gehüllt und mit starken Stricken zusammengebunden. Die Hauptmannsfrau startete ihn mit leidenschaftlichen Blicken an, als ob sie ihn durchbohren wollte. Sie konnte nichts erwidern, denn es war offenbar unmöglich, darauf zu bestehen, daß diese soeben erst ermüdet und erschlagen von der Reise zurückgekehrte Frau jetzt gleich mit dem Auspacken beginnen und alle Sachen hervorholen sollte, um ihr das neue Kleid zu zeigen. Und dennoch konnte sie ihre Augen von dem Koffer nicht abwenden, es war eine Zauberkrast darin, die ihre Blicke fesselte. Wäre sie allein gewesen, so würde sie sofort das Auspacken selbst begonnen, ohne Hilfe eines Dieners die Stricke aufgebunden und alles durchwühlt haben. Nun aber blieb ihr nichts weiter übrig, als kummervoll den Blick vom Koffer abzuwenden und ein andres, gleichgültiges Gesprächsthema zu beginnen. Es war ihr nicht gelungen, etwas herauszubekommen, die Doktorin mußte sich wohl gut vorbereiten, wahrscheinlich geahnt haben — nun, sie setzte ihre Hoffnung auf Abramkas Zindigkeit. Sie sah auf ihre Uhr und sagte ganz erschrocken: „Ach, meine Liebste, es ist die höchste Zeit, ich muß fort. Will Sie auch nicht länger stören, Sie sind gewiß recht müde! Nehen Sie sich nur ordentlich aus!“ Sie reichte der Doktorin freundschaftlich die Hand, küßte sie und entfernte sich.

Als Abramka Stiftil eben seinen Rock ausgezogen hatte und in Hemdärmeln mit dem Plätten eines Toilettengegenstandes für den bevorstehenden Ball beschäftigt war, erschien in seiner Werkstatt ein häßlicher Bursche mit finstern, dicht von Haaren bewachsenem Gesicht, in einer stark abgetragenen Uniform ohne Knöpfe und niedergetretenen Gummischuhen anstatt der Stiefel. Abramka kannte diese Figur sehr gut, sie hatte die Eigentümlichkeit, stets so auszuweichen, als ob man sie soeben aus dem tiefsten Schlaf geweckt habe.

„Ah, Schuttsch! Was wünschst du?“ fragte Abramka und stellte das Bügeleisen auf den Unterleger.

„Die gnädige Frau läßt bitten, Sie möchten zu ihr kommen,“ sagte Schuttsch mit einer Miene, als ob ihm dieser Auftrag höchst fatal sei. Schuttsch huldigte stets einer pessimistischen Lebensauffassung, und seine Züge heiterten sich nur dann auf, wenn ihn jemand mit Branntwein bewirtete.

„Aha! Richtig, deine Gnädige ist ja zurückgekehrt. Ich habe es schon erfahren! Aber du siehst doch, daß ich sehr beschäftigt bin. Na gut, sage, daß ich gleich kommen werde — ich will nur noch Madam Konopatskys Kleid ausplätten.“

Abramka wollte sich erst ein wenig strecken, wie er das stets zu thun liebte, wenn man ihn holen ließ; aber die Freude über Schuttschs Bestellung war doch so groß, daß er, zum Erstaunen seiner Gezellen und Schuttschs, sofort aufbrach.

Er traf die Doktorin allein. Sie hatte in den zwei vorhergegangenen Nächten nicht geschlafen und war daher heute spät

aufgestanden. Ihr Mann war längst im Militärlazarett. Sie saß vor dem geöffneten Koffer und packte die Sachen vorsichtig aus.

Abramka trat ein und grüßte. „Willkommen, Madam Schalbin, in Tschmirsk! Gratuliere zur glücklichen Ankunft.“

„Ah, guten Tag, Abramka!“ erwiderte die Doktorin freudig. „Wir haben uns lange nicht gesehen!“

„D, Madam Schalbin — Sie haben sich im Auslande gewiß gut amüsiert! Aber wozu brauchen Sie mich eigentlich? Sie haben sich doch gewiß ein Kleid mitgebracht?“

„Abramka braucht man immer,“ sagte die Doktorin scherzend. „Ohne Abramka sind wir Regimentsdamen gleichsam hilflos. Sehen Sie sich.“

Abramka setzte sich. Im Gastzimmer der Doktorin fühlte er sich weit behaglicher als bei der Hauptmannsfrau. Madam Schalbin ließ ihre Kleider nicht in Moskau machen, sondern war seine beständige Kundin. In diesem Gastzimmer hatte er schon häufig mit dem Centimetermaß, mit Stednadeln, Kreide und Schere hantiert und sich um die Doktorin herum bewegt, war vor ihr niederkniet, hatte sich ausgerichtet und herabgebogen und war vor mancher schwierigen Frage nachdenklich dagestanden, wie tief man z. B. den Ausschnitt machen solle u. s. w. Von allen Regimentsdamen bestellte keine einzige bei ihm so viel wie gerade die Doktorin. Entweder pflegte ihre Großmutter aus Kiew Stoff zu senden, oder der Doktor reiste in Berufsangelegenheiten nach Tschernigow und brachte immer ein Stück Zeug mit, oder sie erhielt von ihrer Tante in Woroneß Seidenstoff zu einem Kostüm. Die Doktorin brauchte nur immer neue Façons zu ersinnen, Kleider anzuprobieren und dann im neuen Staat zu paradien.

„Abramka ist stets bereit, der Madam Schalbin vor allen andern zu dienen!“ sagte der Schneider, empfand aber bei diesen Worten ein gewisses Unbehagen im Herzen, etwas wie einen innern Vorwurf oder Bewußtseinsbiß.

„Ist das auch wahr?“ fragte die Doktorin, „ist Abramka auch zuverlässig? Wie?“ Dabei sah sie ihn prüfend mit halbgeschlossenen Augen an.

„Welche Frage!“ erwiderte Abramka mit leichtzitternder Stimme, sein unbehagliches Gefühl nahm zu — „hat denn Abramka schon jemals —“

„D, es kommt mancherlei vor! — Nun gut, ich habe aus dem Auslande ein Kleid mitgebracht. Es wurde in aller Eile angefertigt, und ich mußte mich iputen abzureißen, weiß daher nicht, ob es gut sitzt. Wenn ich nun das Kleid zeige, darf ich da überzeugt sein, daß mich Abramka niemandem verrät?“

„Madam Schalbin! Ei ei, Madam Schalbin!“ wehrte Abramka und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. Aber seine Stimme klang nicht so sicher, es lag nicht der überzeugende Ton darin wie sonst.

„Sie geben mir also Ihr Ehrenwort?“

„Gewiß — ich will nicht länger Abramka Stiftil heißen —“

„Nun, meinethwegen, ich will Ihnen vertrauen. Aber nehmen Sie sich in acht! Sie wissen doch vor wem?“

„Wie kann ich das wissen, Madam Schalbin?“

„Ach, Sie wissen recht gut, wen ich meine. Wegen Sie nur nicht die Hand aufs Herz! — Sie war gestern bei mir und suchte auf jegliche Weise herauszuforschen. Aber es war alles umsonst.“

Abramka seufzte. Die Doktorin schien seinen Verrat zu ahnen. — „Nicht wahr? Sie hat ihr Kleid noch nicht machen lassen? Hat auf mich gewartet? Und sie hat Sie beauftragt, die Façon auszufundschaffen?“ fragte die Doktorin mit aufrichtiger Naivität. „Aber ich sage Ihnen, Abramka, verraten Sie nur ein einziges Schleichchen, dann sind wir auf ewig geschieden! Merken Sie sich das!“

Abramkas Hand lag schon auf der Brust, an der Stelle, wo sich sein Herz befand; diesmal drückte er diese Stelle so aufrichtig wie nur möglich. „Madam Schalbin, wie können Sie nur so sprechen!“

„Warten Sie hier!“ Die Doktorin ging in ihr Schlafzimmer. Es verfloßen etwa zehn Minuten; Abramka hatte genügende Zeit zu seinen Reflexionen und Vergleichen. Wie hatte er nur der Hauptmannsfrau ein so leichtsinniges Versprechen geben können? Was war ihm Madam Sarubin gegen die Doktorin! Die Hauptmannsfrau hatte ihm noch nie eine ordentliche Bestellung gegeben, nur ein paar Morgenröckchen und Flickeereien. Wenn er ihr jetzt einen so großen Dienst erwiese, würde er sich da wohl auf sie verlassen können? War denn überhaupt Verlaß auf irgend eine Frau? Sie würde dieses Kleid abtragen und das nächste doch wieder in Moskau bestellen! Aber die Doktorin — ja, das war etwas ganz andres. Dies ein Kleid konnte er ihr wohl verzeihen, denn wo gäbe es in Rußland eine Dame, die es übers Herz gebracht hätte, im Auslande zu sein und sich kein neues Kleid anzuschaffen? Nein, das wäre sogar unnatürlich gewesen. Aber in der Folge würde die Doktorin gewiß wieder seine beständige Kundin sein!

Nun öffnete sich die Thür des Schlafzimmers. Abramka erhob sich unwillkürlich und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen.

„Nein, so etwas —“ rief er entzückt. „Das ist ja kein Kleid, das ist — ah!“ Er konnte keinen Vergleich finden, so sehr imponierte ihm das Kleid. Und wie reizend sah die Doktorin darin aus! Ihre hohe, schlanke Gestalt war wie geschaffen dafür. Welche einfache und doch elegante Façon! Das Kleid schien beim ersten Anblick eine einfache Hausbluse zu sein, aber nur im ersten Moment. Betrachtete man es genauer, so sah man sofort, daß es den höchsten Anforderungen entsprach, die man an ein phantasievolles Ballkleid stellen kann. Nur eins fiel Abramka auf: es hatte keine Taille, gar keine Taille! Das war doch merkwürdig. Es war nur ganz leicht zusammengegrast, um die Brust reliefartig zu umspannen. Dann fiel, nach und nach sich ausbreitend, in freien, prächtigen Farben ein weites Ueberkleid aus feinem Spitzenstoff in zartrosa Schattierung mit in Seide gewobenen, großen Blumen herab. Der Hals blieb frei, und der karoförmig gefaltene Halsausschnitt war von schmaler, schwarzer Plümage eingefasst. Eine ebensolche Plümage in Form eines umgekehrten V umfaßte die Büste und zog sich halbbrunn von den Seiten zum Ausschnitt, die Gestalt aufs vorteilhafteste markierend. Von den Schultern fielen üppige, breite Spizendärml herab, die kaum bis zum Ellenbogen reichten und mit schmalen Bändern leicht gerafft waren. Unten ein breiter Spizenvolant und am Saum des Kleides gleichfalls ein Plümagengebälz. Zur Vollendung des Ganzen diente ein prächtiger Fächer aus Federn.

„Nun, wie finden Sie das, Abramka?“ fragte die Doktorin mit zufriedenerm Lächeln.
 „O, unvergleichlich — ich finde keine Worte!“ rief Abramka. „Ist das ein Kleid! Nein — so etwas kann ich nicht machen!“
 „Ist auch alles in Ordnung daran?“ fragte die Doktorin, sich vor dem Spiegel betrachtend.
 „Es sitzt so vortrefflich, als ob Sie darin geboren wären, Madam Schalbin. Aber wie nennt man diese Façon eigentlich?“
 „Empire.“
 „Empire? Ist das eine neue Mode? Ei, ei, was man nicht alles erfindet! Da kann unsereiner nur gleich seine Nadeln fortwerfen!“
 „Also hören Sie, Abramka: ich habe es nur Ihnen gezeigt! Selbst mein Mann wird es vor dem Valle nicht zu Gesicht bekommen —“
 „O, Madam Schalbin, auf Abramka können Sie sich nie auf einen Felsen verlassen! Aber nach dem Valle darf ich wohl die Façon kopieren?“
 „Dann — so viel sie wollen; nur jetzt — um keinen Preis!“

Als Abramka die Doktorin verließ und nach Hause kam, gab es für ihn weder Zweifel noch Schwanken. Er war entschlossen. Seine prachtvolle, noch nie gesehene Robe hatte ihn besiegt. Er fühlte, daß es eine Frechheit wäre, auch nur daran zu denken, ein solches eigenartiges Kleid anzufertigen. Nein, das war kein Kleid — sondern ein Phantasiegebilde! Ohne Taille, ohne Puffen, ohne jeglichen Klittertram. Die Einfachheit selbst — und doch welch ein Chic!
 Die Modenbilder aus Kijew waren eingetroffen. Er öffnete das Paket, blätterte darin und — erstarrte. Was war das? Konnte er seinen Augen trauen? Ein Empirekleid — das da mit den üppigen, weiten Ärmeln, mit der Plümage und den Spitzen! Ja, fast genau daselbe!

Durch das Fenster erblickte er Semjonow, den Burschen des Hauptmanns Sarubkin. Er kam sicherlich, um ihn zu holen. Das war zu erwarten, denn die Hauptmannsrau hatte ihn zweifellos beobachtet lassen und in Erfahrung gebracht, daß er eben bei der Doktorin gewesen war.

Da stand Semjonow schon vor ihm. „Die gnädige Frau läßt Sie zu sich bitten.“

Abramka schlug das verhängnisvolle Modenbild so hastig um, als ob er fürchtete, Semjonow könne die neue Façon „Empire“, die des Schneiders ganze Ruhe geraubt hatte, erblicken. „Werde gleich kommen!“ sagte er ärgerlich.
 Er nahm die Modenbilder, steckte das Centimetermaß in die Tasche, stülpte verdrießlich den Cylinder auf und ging zur Hauptmannsrau.

Diese schritt äußerst aufgeregt im Zimmer auf und ab. Abramka begriffte sie, vermied es aber sorgfältig, sie anzublicken.

„Nun, was haben Sie erfahren?“
 „Nichts, Madam Sarubkin,“ erwiderte der Schneider niedergeschlagen. „Ich konnte leider garnichts herausbringen.“
 „Idiot! Hole Sie doch der Teufel! — Wo sind die Modenbilder?“

„Hier, Madam Sarubkin!“
 Sie blätterte darin, betrachtete das eine und das andre Bild — und plötzlich erglänzten ihre Augen, ihre Wangen flammten auf.

„Ah, Empire! Richtig, das ist das Neueste! — Machen Sie mir das!“ rief sie befehlend.

Abramka erblickte.
 „Empire? Madam Sarubkin — dieses Empire kann ich nicht machen,“ murmelte er.

„Weshalb nicht?“ fragte die Hauptmannsrau, ihn scharf und durchdringend anblickend.

„Weil — weil — ich's nicht imstande bin.“
 „Aha, Sie können nicht? Wissen Sie, weshalb? Weil die Doktorin diese Façon hat! Ausgezeichnet! Das ist also Ihre vielgerühmte Zuverlässigkeit!“

„Madam Sarubkin, ich mache Ihnen, was Sie wollen, jede Façon, die Sie wünschen — nur diese eine kann ich unmöglich machen!“

„Ich brauche Ihre Façon garnicht! Hören Sie? Packen Sie sich! Und daß Sie sich nie wieder bei mir blicken lassen!“

„Madam Sarubkin, ich —“
 „Hinaus!“ wiederholte die Hauptmannsrau außer sich.

Der arme Abramka steckte sein Maß, das er schon herausgenommen hatte, wieder ein und entfernte sich.

Eine halbe Stunde später ging ein Zug ab. Die Hauptmannsrau eilte zum Bahnhof und löste eine Fahrkarte nach Kijew. Auf ihrem linken Arm trug sie einen leichten Ueberwurf, im rechten eine schwere Rolle mit Kleiderstoff. Der Hauptmann begleitete sie stirnrunzelnd. Das war fünf Tage vor dem Valle.

Der Ball fand an dem bestimmten Abend statt. Gegen die gewöhnlichen, mehr oder minder eleganten Toiletten, die in des Damenschneiders Abramka Stiftil Werkstatt angefertigt waren, stachen zwei kostbare Kleider im Geschmack des Empire auffallend ab und zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es waren die Roben der Doktorin und der Hauptmannsrau. Madam Sarubkin hatte ihre Toilette fertig bekommen. Sie war zwei Stunden vor Beginn des Balles aus Kijew zurückgekehrt und hatte kaum noch Zeit gefunden, sich anzukleiden. Aber es wäre am Ende besser gewesen, wenn sie diesmal nicht zum Valle gegangen, wenn sie garnicht nach Kijew gereist wäre! Denn im Vergleich mit dem Schnitt und der Nachart des ausländischen Kleides der Doktorin war das ihrige eine stümperhafte, dilettantische Imitation.

Alle bemerkten das, obschon sich auch eine kleine Freundespartei fand, die da mit übertriebenem Eifer behaupten wollte, die Hauptmannsrau sei in diesem Kleide außerordentlich hübsch und bezaubernd und die Doktorin müsse auch heute noch gegen sie zurückstehen. Aber das war ein offenbar gefälschtes Urteil. Alle wußten es besser und, was am schlimmsten war — die Hauptmannsrau Sarubkin selbst sah es ein. Der Triumph der Doktorin war ein vollständiger.

Die beiden Damen lächelten einander freundschaftlich wie immer an. Aber die Brust der einen durchzuckte der höhnische Spott der Siegerin, in der andern kochte der giftige Ingrimm der entthronten Ballkönigin.

Abramka aber vermied es seit dieser Zeit, am Hause der Hauptmannsrau vorüberzugehen.

— Ende —



Lillian Sanderson.

Nachdruck verboten.

Der künstlerische Erfolg ist eine in ihren Ursachen sehr zusammengesetzte Erscheinung. Oft genügt nicht ein einzelner Faktor, um ihn herbeizuführen: allerlei Nebenumstände, die mit der eigentlichen Künstlerkraft vielleicht garnichts zu schaffen haben, treiben, dem Publikum bewußt oder unbewußt, dabei ihr Spiel. So würde auch Frau Lillian Sanderson durch ihren Gesang allein wohl nicht zu dem bedeutenden Ruf gekommen sein, den sie erlangt hat, wenn nicht die große Armut ihrer äußern Erscheinung sie dabei wesentlich unterstützt hätte.

Damit sollen ihre gesanglichen Eigenschaften nicht etwa herabgesetzt werden. Denn wenn sie auch nur Herrscherin in einem beschränkten Genre ist, so ist sie darin doch eben Herrscherin, im Vortrag nämlich von musikalischen Niedlichkeiten und Zierlichkeiten, im Gebiet des Pikanten und Neckischen. Sobald sie mit ernster, großer Kunst zusammengerät, lassen sie ihre Kräfte freilich in Stich, aber Nippfächeln älterer und moderner Komponisten singt sie ausgezeichnet. Hierbei kann sie auch alle die kleinen Vortragsoberkeiten anwenden, die ihr so gut stehen: ein reizendes, lebenswürdiges Lächeln, ein schelmisches Kopfnicken und ähnliche Dinge mehr. Diese Effekte verfehlen niemals ihre Wirkung, wenn sie von einer Sängerin gehandhabt werden, die, wie Frau Sanderson, in früherer Jugendschönheit erstrahlt und überdies Meisterin darin ist, die Reize ihrer Gestalt durch die geschmackvollsten und schönsten Toiletten noch zu heben.

K. K.

Schule und Leben.*

Nachdruck verboten.

Wohnte einst an einer Schule;
 Hörte früh die Jugend rennen,
 Hörte sie zu Mittag wieder
 Und von Stunde fast zu Stunde
 Immer dieses haßige Trappen
 Dieser kleinen Menschenfüße,
 Angstbeflügelt, furchtgetrieben —
 Und dazu von Trupp zu Truppe
 Schwirrt' die tausendstimm'ge Frage
 „Wie spät ist es, ob's noch Zeit ist?“

Und dies Hasten und dies Drängen
 Geht durch unser ganzes Leben!
 Denn es ist das Bild der Menschheit —
 Ewig wandernd, ewig strebend
 Nach Erkenntnis, nach Erfahrung,
 Und die bange Kinderfrage
 „Wie spät ist es, ob's noch Zeit ist?“ —
 Sie beherrscht das ganze Dasein.

Längst schon wohn' ich fern dem Schulhaus;
 Aber oftmals noch im Traume
 Höre ich die tausendfachen
 Angstgetriebnen Kinderschnitte.
 Und im Wachen seh' ich schreiten
 Dann in dichten, dunklen Scharen
 Vor mir her die ganze Menschheit
 Nach dem großen Schulhaus „Leben“,
 Hör' die bange Frage schwirren:
 „Wie spät ist es, ob's noch Zeit ist?“

Hugo Kegel.

* Aus dem Nachlaß des vor kurzem verstorbenen oberösterreichischen Dichters Hugo Kegel, dessen feinempfundene Poesien unsern Lesern noch in bestem Andenken sein werden.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Die Königin-Regentin von Spanien ist von den Republiken Ecuador, Kolumbia und Peru zur Schiedsrichterin in dem Streit über die Feststellung der Grenzen zwischen diesen Staaten einstimmig erkoren worden. Dies ist das erste Mal, daß eine Frau auf dem Throne zur Schlichtung eines derartigen internationalen Zwistes gewählt worden ist.

Die erste Juristin in Berlin. Frau Dr. jur. Emilie Kempin, Privatdozentin für englisches und amerikanisches Recht an der Universität Zürich, wurde in Berlin vor dem Amtsgericht I als Sachkundige für Uebertragung der englischen Rechtsprache ins Deutsche und umgekehrt für sämtliche Gerichte der Mark Brandenburg vereidigt. Die Genannte, welche früher Dozentin der Rechte an der Universität der Stadt New-York und dort mehrere Jahre als Advokatin thätig war, hat sich in Berlin niedergelassen und hier Anfang dieses Jahres unter den Linden 40 ein englisch-amerikanisches Rechtsbureau für Auskunft über Fragen des englischen Rechts, Instruktion bei Prozessen in den Vereinigten Staaten und Nachschaffregulierungen eröffnet.

Die Gesellschaft der Hamburgischen Kunstfreunde (Vorstehende Frau Zacharias) läßt eine besondere Pflege dem Entwerfen von Bücherzeichen (Ex libris) angedeihen. Diese werden von Mitgliedern der Gesellschaft entworfen und in Holz geschnitten, andere wieder arbeiten für Steindruck, oder bemühen sich kunstgerechte Stickerien in der Arbeitsweise und Zeichnung der Japaner anzufertigen. Alljährlich veranstaltet die Gesellschaft eine Ausstellung von Dilettantenarbeiten.

Das Arbeiterinnenhospiz zu Aachen gewährt auswärtigen Fabrikarbeiterinnen gute Unterkunft für die Nacht gegen geringe Vergütung. Mittagstisch und Abendessen werden allen Arbeiterinnen zu billigen Preisen verabreicht, auch finden einige Kostgängerinnen dauernde Aufnahme. Eine Lehranstalt in Hand- und Hausarbeiten ist mit dem Unternehmen verbunden; auch Sonntags wird Unterricht im Kochen, Bügeln, Nähen und Sticken erteilt. Viele Arbeiterinnen fertigen hier ihre Aussteuer selbst an.

Ein weiblicher Lotse lebt in St. Dogmells bei Cardigan in Wales. Sie hat seit vielen Jahren einen regelmäßig zwischen Bristol und Cardigan verkehrenden Dampfer in den Häfen gesteuert und auch auf vielen andern Schiffen mit bestem Erfolg Lotsendienste verrichtet.

Neues vom Büchertisch.

„Tropenkoller.“ Von Frida Frein von Bülow. Berlin, F. Fontane u. Co. — Das neueste Buch der hochbegabten und beliebten Erzählerin behandelt eine Episode aus dem deutschen Kolonialleben und schließt sich somit der Serie ihrer bisher erschienenen „Kolonialerzählungen“ an. Der Roman „Tropenkoller“ bekennt wieder die genaueste Kenntnis des Lebens in den deutschen Schutzgebieten und weckt durch seine lebensvollen, aus eigener Anschauung geschöpften Schilderungen die Erinnerung an Geschehnisse der jüngsten Vergangenheit, die eine scharfe Anklage gegen das gewissen Kolonialschwärmern so sympathische „schneidige“ Regiment bilden.

Die Jubiläumsausgabe (14. Auflage) von „Brochhaus' Konversationslexikon“ ist mit dem vorliegenden 16. Bande, der mit seinen 12 Farbendruckten, 73 Tafeln und 22 Karten, sowie in seinem gebiegenenerte durchaus auf der Höhe seiner Vorgänger steht, aufs würdigste zum Abschluß gelangt. Was dieses großartige und bedeutungsvolle Werk seit dem Jahre 1796, in welchem der erste Band erschien, für die Verbreitung des gesamten Wissens geleistet hat, bildet einen Teil der Geschichte unsres Jahrhunderts. Jede Auflage hat das hohe Ziel verfolgt, zur Vermehrung von Wissen und Gesittung beizutragen und darin den Forderungen ihrer Zeit gerecht zu werden. Auch für die 14. Auflage haben Mitarbeiter und Redakteure in vieljähriger systematischer Arbeit den gesamten Wissensstoff der Gegenwart nach einem im voraus bestimmten Plane durchgearbeitet. Unter den über 400 Mitarbeitern befinden sich glänzende Vertreter der heutigen Wissenschaft und ihrer Anwendung im Leben. So ist z. B. fast die gesamte Rechtswissenschaft von Mitgliedern des Reichsgerichts, die Militärwissenschaft größtenteils von Mitgliedern des Großen Generalstabs, Kriegsministeriums und Ingenieurkorps, die gesamte moderne Technik von hervorragenden Fachautoritäten bearbeitet worden. Die literarischen, naturwissenschaftlichen, geographischen, geschichtlichen und literarisch-historischen Artikel sind ihrer Bedeutung entsprechend von anerkannten Fachmännern behandelt. Stets ist besondere Rücksicht auf die Verhältnisse im Deutschen Reich, Oesterreich und der Schweiz genommen. Die Fassung der populären Artikel ist leichtverständlich für alle Schichten des Volkes. Doch wird auch der Fachmann vielfache Belehrung finden. Fremde Stichworte sind mit Aussprachebezeichnung versehen. Der Text ist gegen die vorhergehende Auflage um mehr als einen vollen Band vermehrt worden, indem jeder der 16 Bände 64 und mehr Bogen, statt bisher 60 Bogen, umfaßt. Die Abbildungen, nach wissenschaftlichen Grundrissen zusammengestellt und unter Benutzung aller Hilfsmittel der graphischen Künste in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich und Lithographie ausgeführt, stehen auf der Höhe der neuesten Technik. Das nunmehr abgeschlossene Riesenvorwerk gereicht der deutschen Wissenschaft und Kunst, dem Fleiß, dem Geschmack und der Sorgfalt der Verlagsfirma zur höchsten Ehre.

Gesellschafts- oder Theatertoilette zur Halbtrauer.

(Hierzu Titelbild S. 61.)

Die vornehme Einfachheit der Toilette auf der Titelseite unsres Blattes, sowie die Wahl der dazu verwendeten Stoffe: graues Tuch, gleichfarbiger Seidenstoff und reicher, schwarzer Perlen schmuck, macht sie für Damen im letzten Stadium der Trauer, die sich gewissen gesellschaftlichen Verpflichtungen nicht entziehen können, vorzüglich geeignet. Selbstverständlich läßt sich die Toilette auch aus buntem Stoff herstellen, und sie dürfte auch in anderer Zusammenstellung ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Lütenrock ist aus Tuch, die Blusen-taille aus Seide gearbeitet; diese zeigt als einzigen Schmuck einen breiten Kragen aus geschliffenen Jetsteinen und Perlen, der sich mit breiten, eckigen Epauletten über die Schultern legt. Der Kragen in vornehmer, einfacher Linienführung schließt oben und unten mit länglichen, geschliffenen Steinen ab. Die Taille wird von einem gleichartigen Webisgürtel begrenzt. Die nur bis zum Ellenbogen reichenden, sehr haushigen Ärmelpuffen ruhen auf eckigen Perlenmanschetten, die mit dem Kragen und Gürtel übereinstimmend gearbeitet sind.

Bezugquelle: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer.

Wie die Berliner inkauff.

Klauderei von Annie Bock.

Nachdruck verboten.

Es ist früher Morgen. Früh wenigstens für die besser situierten Klassen. Neun Uhr. Im Hause der Oberfinanzrätin Sturm sitzt man beim Kaffee. Die Familie ist klein. Sie besteht nur aus Mutter und Tochter.

„Tröble nicht so, Else,“ sagt Mama (in den bessern Berliner Familien heißt eine Tochter stets Else), „du weißt, wieviel wir heute zu thun haben. Ich will heute alles besorgen. Ich habe in den nächsten Tagen keine Zeit mehr zu Kommissionen.“

„Heute — alles?“

„Ja. Und da wir versprochen haben, Marie abzuholen, so spüte dich gefälligst!“

Da diese aufmunternden Worte von einem etwas strengen Blick begleitet sind, der gleichfalls aufmunternd wirken soll, so schluckt Else (die selbstverständlich blond ist) rasch den Rest ihres Kaffees hinunter und verschwindet, um Toilette zu machen.

In einer knappen Stunde verlassen die Damen ihr Haus am Lützowplatz. Nun wird noch Marie abgeholt. Marie ist die älteste Tochter — seit zwei Jahren verheiratet. Marie wohnt in der Nähe des Potsdamer Platzes, in der Potsdamerstraße.

Man benutzt, da die Verbindung ja sehr günstig ist, die Pferdebahn. Zum Glück ist Marie ganz pünktlich fertig, sieht vom Fenster ihrer zweiten Etage aus Mutter und Schwester kommen und eilt hinunter ihnen entgegen.

Man begrüßt einander und freut sich auf das gemeinsame Durchwandern von Läden. Berliner Damen besorgen ihre Einkäufe selten allein. Meistens gehen zwei oder drei zusammen. Warum? Da man allein doch bedeutend schneller fertig wird?

Ich bedaure, den Grund dafür nicht zu wissen — und muß mich damit begnügen, die Thatsache festzustellen.

Es entspinnt sich nun noch eine längere Beratung über die verschiedenen Verkehrsmittel, die den Damen zu Gebote stehen, um zu Neumann am Dönhofsplatz zu gelangen. Es giebt Omnibusse und Pferdebahnen.

Meine Damen! Es giebt ja auch Droschken. Sie haben doch sicher die Absicht, heute ein paar hundert Mark für Ihre Einkäufe auszugeben. Legen Sie noch sechs bis zehn Mark zu, und Sie bekommen drei bis sechs Stunden lang eine Taximeterdroschke, kommen schnell von Laden zu Laden, können Ihre Pakete mitnehmen und sparen bedeutend an Zeit. Und „Zeit ist Geld!“ Parдон! Das sagt der Engländer, der Amerikaner — nicht der Deutsche! Ich habe mich eines Irrtums schuldig gemacht!

Mama Sturm giebt endlich der Pferdebahn den Vorzug. Man kommt am Dönhofsplatz an. Man wird bei Neumann gut bedient. Nach langem Suchen, Wählen, Prüfen — erstem, sehr erstem Prüfen (denn das Einkaufsen ist eine Angelegenheit von ungeheurer Wichtigkeit!) verlangt Mama mit Emphase „englische Strümpfe!“ — „Dieses sind alles englische Strümpfe, wenigstens die sogenannten englischen Strümpfe!“ — „Sogenannt?“ — „Ja, gnädige Frau; alle Strümpfe, die Sie als „englisch“ kennen, werden in Deutschland gemacht, gehen dann nach England und werden hierher zurückgeschickt als englische Ware.“

Mama Sturm ist sprachlos. „Ist — das — möglich?“ — „Ja, gnädige Frau, so ist es.“ — „Aber — das ist ja doch beinahe Betrug!“ — „D nein, gnädige Frau, das Publikum kauft die Sachen nur lieber, wenn es hört, daß sie aus England kommen.“

„Das müssen sonderbare Leute sein“ — meint Mama Sturm, ohne in ihrer Herzenseinfalt zu ahnen, daß sie selber auch zu diesen „sonderbaren Leuten“ gehört. Allmählich aber beruhigt sie sich wieder und wählt nun endlich ein Duzend Paar Strümpfe aus.

„Wir teilen sie nachher untereinander,“ sagt Mama, „wir haben ja glücklicherweise alle den gleichen Fuß.“

Else zieht ein Gesicht, denn sie findet ihren Fuß viel kleiner als den von Mama, aber ein wohl-erzogenes, junges Mädchen in Deutschland hat nicht zu remonstrieren.

Man kauft ferner baumwollene, auch einige halbseidene Handschuhe — und wieder verzieht Else das Gesicht, denn sie hätte lieber lange, schwedische gehabt — aber Mama findet diese für den Sommer praktischer, und was Mama sagt —

Man ist nun in diesem Geschäft fertig. Jetzt geht's zum Schuhmacher. „Wir brauchen Schuhe,“ sagt Mama würdevoll beim Eintreten. — „Alle drei Damen?“ — „Zawohl, nicht wahr, du auch, Mariechen?“ Marie bejaht. Man sieht nach, welche Größen nötig sind, und die Verkäuferin bringt Schuhe und Stiefel herbei.

Else nimmt ein Paar Schuhe in die Hand. Sehr elegante, schwarze Chevreau-Spangenschuhe mit kleinen, unedlen Brillantschnallen besetzt. „Entzückend!“ sagt sie. „Sieh nur, Mama!“ Aber Mama schüttelt streng mißbilligend den Kopf. „Ich bitte Sie uns so etwas nicht zu zeigen. Englische Form —



Das Eingangsthor zum Seraskierat (Kriegsministerium) in Konstantinopel.

englischen Absatz.“ — „Gnädige Frau, dies ist für dieses Jahr die neueste Mode.“ — „Gleichviel! Ich finde es sehr bedauerlich, daß der englische Absatz aus der Mode kommen soll. Wir wollen nur die englische Form. Es ist das das Feinste und Gesündeste!“

Else muß sich fügen. Auch sie bekommt englische Stiefel. Selbstverständlich. „Englisch“ ist für den Deutschen das Feinste, das Gesündeste, das Schönste, das Eleganteste! Ueberhaupt ist die Sache schon gut, wenn sie nur ausländisch ist. Dann findet sie die allgemeinste Billigung.

Nachdem die Damen alle mit englischen Schuhen versehen sind, geht es weiter. An allen Schaufenstern der Läden bleiben sie stehen. Sie taxieren, wenn sie einen Gegenstand im Fenster sehen, der ihnen gefällt, zuerst von außen, ob er für sie passen dürfte, wie teuer er wohl sein könnte, und ob es wohl der Mühe lohnte, deswegen den Laden zu betreten. Sehr weise, aber ein bißchen kostspielig — an Zeit nämlich!

„Was brauchen wir nun noch?“ fragt Mama. „Else, du hast den Zettel.“ Else zieht den Zettel hervor. „Ein Kleid für mich — ein Kleid für dich — du, Marie, willst du dir auch ein Kleid kaufen?“ — „Ja.“ — „Sie stehen vor Cord's.“ „Wollen wir hier hineingehen?“ — „Ich bin mehr für Herzog, er ist billiger,“ sagt Mama.

Man setzt sich auf die Pferdebahn und fährt bis zu Herzog hinunter, um dort die „echt englischen“ Stoffe, die man braucht, vielleicht um eine Wenigkeit billiger zu kaufen. Dafür aber hat man eine Stunde an Zeit verloren. — Das spielt indes bei der deutschen Frau vorläufig noch keine Rolle. Wird es einmal anders werden?

auch, Marie?“ — „Aber natürlich. Ich will überhaupt nur noch „tailor-made“-Kleider tragen. Ich finde sie am hübschsten.“ — „Die englische Façon ist weitaus die gebiegenste und feinste,“ sagt Mama, lächelt wohlgefällig ihre beiden Töchter an und wackelt behaglich mit dem breiten, gemüthlichen Doppelkinn.

Es stellt sich nun heraus, daß die Damen auch Hüte brauchen. „Kinder, die kaufen wir am besten in der Seydelstraße,“ bestimmt Mama.

Und sie laufen die sämtlichen Hutläden der Seydelstraße ab, werden in jedem einzigen auf ihren Wunsch, Hüte zu sehen, mit der geistvollen Frage begrüßt: „Für Sie selber?“ und kaufen schließlich — eine neue Blume für Mamas vor-jährigen Spitzenhut, der „noch ganz wie neu aussieht und nur einer frischen Blume bedarf“ — für Marie einen Kapotehut — und für Else einen kleinen, runden, echt englischen Strohhut mit einem Lederbandeau.

„Nun noch einen Regenmantel für Else, und für mich ein Cape,“ erinnert Mama. Sie begeben sich in ein großes Mäntelgeschäft. Regenmäntel werden gebracht. Else hätte lieber ein Jackett. „Aber nein, Elschen, ein Regenmantel ist praktischer,“ sagt Mama.

Und Else probiert nun Regenmäntel an. Die Verkäuferinnen um sie herum finden, daß jeder einzelne ihr „entzückend“, „ausgezeichnet“, „wie angegossen“ u. s. w. s. i. h. Paßt der eine oder andre auch ganz und gar nicht, so hängen die beiden Verkäuferinnen sich mit aller Gewalt daran und zerren den Mantel so lange in die notwendigen Dimensionen hinein, bis man schließlich zu glauben versucht sein könnte, daß der Mantel wirklich paßt.

Mit dem Cape für Mama geht es nicht viel besser. „Ich weiß nicht — dies gefällt mir nicht recht.“ — „Es ist die neueste Mode, gnädige Frau.“ — „So? Aber ich meine, es steht mir nicht.“ — „Aber ausgezeichnet, gnädige Frau, und alle Damen kaufen diese Form.“ — „Alle?“ — „Ja, gnädige Frau.“

Nun, wenn „alle“ es tragen, muß Mama Sturm es gleichfalls tragen. Sie findet es un bequem, unkleidbar, alles mögliche — aber die Ladenjungfrau versichert, daß alle es tragen — da hilft es nichts, auch sie muß daran glauben.

Selbstverständlich wird in der nächsten Woche ihr Dienstmädchen sich auch das gleiche kaufen, wenn auch vielleicht aus etwas geringerm Stoff; denn was „alle“ tragen, muß doch auch sie —

Die Damen sind nun sehr erschöpft, und das kann man ihnen kaum übelnehmen; denn wenn sie auch verhältnismäßig wenig gekauft haben, so sind sie doch durch halb Berlin gelaufen und gefahren, und das macht müde.

Else schlägt mit Begeisterung die Konditorei Edelweiß zur Raft vor. „Sie ist ganz neu, modern, extra für Damen eingerichtet, soll entzückend sein, mit kleinen Nischen, und —“ „Wir gehen zu Buchholz,“ erklärt Mama und, man wandert hin bis zu Buchholz in der Friedrichstraße. Dann marschieren man — nach einer Tasse Kaffee und einem Apfelsuchen mit Schlagahne — bis zur Königgräberstraße, wo sie die Pferdebahn besteigen, die sie nach Hause führt.

Gewiß giebt es, wie in jeder Großstadt, auch in Berlin die flotte, elegante, lebenslustige Frau, die in eigener Equipage an den Läden vorfährt, alles ohne Auswahl kauft, was ihr hübsch und begehrenswert erscheint, es auf Rechnung schreiben läßt, in ihrer feinen Toilette, unter welcher der seidene Unterrock das berückendste frou-frou vernehmen läßt, durch den Laden und übers Trottoir hinwegrauscht, von vielen beneidet, von manchen begehrt — wie es auch die arme Handwerkerfrau giebt, die nur am Sonnabend abend ihre wenigen kleinen Einkäufe machen kann, nachdem sie ihren fargen Wochenlohn erhalten. Aber der Durchschnitt des Volkes ist stets der Bürger. Und die gutsituierten Bürger- und Beamtenfrauen kaufen so ein, wie ich's oben geschildert habe.



Türkische Frau aus dem Volke.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von W. G. Teubner in Leipzig.

Sierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „Februar“ und Seite 69—72.